

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 25

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauen-Zeitung

34. Jahrgang
Organ für die Interessen der Frauenwelt



Motto: Immer strebe zum Ganzen, und kammt du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!



Abonnement:
Bei Franko-Zustellung per Post
Halbjährlich Fr. 3.—
Vierteljährlich „ 1.50
Ausland zuzüglich Porto

Gratisbeilagen:
Illustrierte Blätter für den
häuslichen Kreis (wöchentlich)
Für die Junge Welt (monatlich)

Redaktion:
Frau Elise Donnegger,
Wienerbergstrasse 3. „Bergfried“
Rotmonten/St. Gallen



Intentionspreis:
Per einfache Petitzeile
Für die Schweiz 25 Cts.
Für das Ausland 25 Fig.
Die Retikamegeile: 50 Cts.

Ausgabe:
Die „Schweizer Frauen-Zeitung“
erscheint auf jeden Sonntag

Verlag:
Ringier & Cie., Sofingen
Telephon Nr. 75



Inhalt: Gedicht: Das weiße Spitzchen — Etwas über den Wert des Obstes als Nahrungs- und Heilmittel — Zur Warnung — Vom Schlafzimmer und seinen Nebenräumen — Diamanten — Was Frauen verlieren — Regenfeuer — Trauernde Witwen in weißer Kleidung — Yoghurt und Kefir — Ein Roman aus dem Leben — Abgerissene Gedanken — Sprechsaal — Briefkasten — Feuilleton.

Das weiße Spitzchen

Ein blendendes Spitzchen blüht über den Wald,
Das ruft mich, das zieht mich, das tut mir Gewalt:
„Was schaffst du noch unten im Menschengewühl?
Hier oben ist's einfach! Hier oben ist's kühl!
Der See mir zu Füßen hat heut sich enteist,
Er kräuselt sich, flutet, er wandert, er reist,
Die Moosbank des Felsens ist dir schon bereit,
Von ihr ist's zum ewigen Schnee nicht mehr weit!“
Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.
So komm' ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erit schließ' ich die Bücher, die Schreine noch zu.
Leis wandelt in Lüften ein Herbegeläut:
Laß offen die Truben! Komm lieber noch heut!
Conrad Ferdinand Meyer.

Etwas über den Wert des Obstes als Nahrungs- und Heilmittel

Das edle Obst in allen seinen Gattungen, von der köstlichen Birne, dem Apfel, der Pflaume, dem Pfirsich, der Traube und den anderen unzähligen Gottesgaben bis zu den verschiedenen Beerenarten, bildet in jeder Form ein vorzügliches Nahrungsmittel für unsere nervöse Menschheit. Es ist erstaunlich, daß im allgemeinen noch so wenig Wert auf die Tatsache gelegt wird, welchen großen Arzneiwert man durch die reifen Früchte zu gewinnen vermag; hat doch schon die häufige Beobachtung der guten Wirkung derselben zu der landläufigen Redensart geführt, daß das Obst sehr gesund sei. Die Weintrauben, ganz besonders die blauen Trauben, sollen nach dem Urteil der Ärzte ungemein nahrhaft und namentlich blutreinigend sein. Ihnen folgen im medizinischen Werte die Pfirsiche, die jedoch nicht überreif sein dürfen und frühmorgens ganz nüchtern genossen am besten sein sollen. Abends vor dem Schlafengehen genutzte Äpfel zu essen, ist sehr zu empfehlen, und täglich am Morgen eine Apfelsine zu verpeisen, gilt für ein vorzügliches Mittel gegen schlechte Verdauung, die es bei längerem Gebrauche gründlich beseitigt.
Für jüngere Kinder sind gekochte Äpfel, Pflaumen, Birnen und Kirschen fast als unentbehrlich für es möglichsten, ohne gefährliche Mixturen und

zu betrachten und also geradezu unschätzbar, da den Magen überreizende Pulver stets die richtige Verdauung zu erzielen. Der Saft erweist sich als vortrefflich wirkend gegen Leberkrankheiten und Darmbeschwerden. Das Trinkwasser sollte immer mit irgend einem Fruchtsaft versetzt sein. Ferner empfiehlt sich zum Beispiel auch zur Reinhaltung von Ausschlägen und Hautkrankheiten reines Wasser, das mit etwas Zitronensaft durchsäuert ist. Als Beruhigungsmittel bei Husten und Heiserkeit ist ferner der Saft der Brombeeren, mit Zucker eingekocht, sehr zu empfehlen. Er wird abends vor dem Schlafengehen mit heißem Wasser angerührt und schnell getrunken; so kann der lästige Hustenreiz gedämpft werden. Ein aus Schalen gefochter und statt des Wassers kalt getrunken Tee soll gegen Kopfschmerzen sehr heilsam sein. Die zerdrückten, nachher angetrockneten frischen Erdbeeren gelten für ein vorzügliches Mittel gegen Frostbeulen; sie sollen übrigens auch durch Zitronensaft zu beseitigen sein. Aus allem bisher Gesagten geht hervor, daß die Obstfrüchte keineswegs als ein Luxus anzusehen sind, sondern daß der tägliche Genuß von Fruchtsäften als unentbehrlich zur Erhaltung unserer Gesundheit gelten muß.

Die Rückkehr zur Einfachheit ist die beste Heilmethode; wie viel Kosten machen sich Nervöse, um ihre Nervosität zu kurieren! Dabei vergessen sie, das Übel von Grund aus zu heilen, und dieses Heilmittel heißt Diät. Dr. Marzjinowst stellt in seinem Buche „Im Kampfe um gelunde Nerven“ verschiedene Regeln über die richtige Ernährung Nervöser auf. In altväterischer Einfachheit bezüglich Ernährung, führt er aus, liegt das große Geheimnis. Die Kost der Nervösen sei einfach und derb, halte sich frei von den Raffinements und Gelüsten überfeinerer Kultur und verbanne alle scharfen Reizmittel. Der Erwachsene hat nur zu oft einen abgestumpften, verdorbenen Instinkt; er frage den natürlichen Instinkt der Kinder; was diese abweisen, das lasse auch er ungenossen. Man achte auf Hunger und Durst, diese natürlichen Mahner der Natur. Man befriedige Bedürfnisse nur, soweit sie wirklich da sind. Drei Mahlzeiten sollten im allgemeinen genügen. Keine sei ohne Obst und Früchte; denn das sind Nahrungsmittel und keine Nahrungsmittel. Je mehr wir roh essen, desto mehr erhalten wir hochwertige, mit Energie beladene Stoffe und desto mehr auch die lebensnotigen Mineralsalze in organischen, lebendigen Bedingungen. Die wichtigsten Eiweißquellen für den Nervösen sind Milch, Käse, Körnerfrüchte und Nüsse. Aus diesen Dingen lassen sich in unendlicher Abwechslung die verschiedensten Gerichte herstellen; namentlich die Amerikaner sind groß in diesen Dingen. In Verbindung mit Obst und andern Früchten genossen, stellen sie in bezug auf das prozentuale Verhältnis der Grundstoffe (Eiweiß, Kohlehydrate und Fette) physiologische Ideale dar.

Das Eiweiß ist zudem fein verteilt und kommt nicht konzentriert in den Kreislauf der Säfte. So bereichert sich das Blut ohne allzu große Anstrengungen und Verdauungsorgane mit sehr wertvollen, für seine richtige Zusammenfassung unerlässlichen Stoffen.

Zur Warnung

Einem Briefe, den Herr Roland, Präsident des Schweizer Komitees in Bukarest, an die „Gazette de Lausanne“ schreibt, entnehmen wir folgende Geschichte:

Letzte Woche fand die Polizei auf einer Promenade in Bukarest eine junge Schweizerin, die im Begriffe war, sich mit Jodtinktur zu vergiften. Ein Mitglied unseres Komitees suchte die Unglückliche auf dem Amtshaus, wohin man sie gebracht auf. Es war eine nette, blutjunge Walliserin. Sie erklärte, sterben zu müssen. Wir nahmen sie auf, trösteten und ermutigten sie, und nach kurzer Zeit war sie als Bonne hier in einem netten Hause untergebracht.

Ihre Geschichte war folgende: Ein Plazierungsbureau in Lausanne hatte ihr eine Stelle in Bukarest verschafft für den hier ungewöhnlich niederen Lohn von 40 Franken im Monat. Sie erhielt Fr. 150 Reisegeld. Das Billet kostete Fr. 128, das Gepäck Fr. 25. Paß hatte das Mädchen keinen; das Plazierungsbureau hatte versichert, der Heimatschein genüge als Ausweis, und so wurde sie, ohne Geld, wie sie war, an der Grenze aufgehalten, bis die durch einen Mitreisenden für sie bei ihrer Herrschaft erwirkte Legitimation telegraphisch eintraf.

Nach zweieinhalb Monaten Dienst in der neuen Stelle wurde ihr nicht nur kein Rappen Lohn ausbezahlt, sondern es wurden ihr noch Fr. 60 abgefordert „zur Begleichung ihrer Rechnung“. Dann wurde sie auf Grund falscher Beschuldigungen fortgejagt. So fand sie sich in der fremden Stadt auf der Straße, allein, ohne Geld, unfähig die Landessprache zu verstehen und bald verfolgt von solchen, die, ihre Verlassenheit ahnend, sich ihr mit unlauteeren Absichten näherten. Da faßte sie den Entschluß, den Tod zu suchen.

„Viele Schweizerinnen“, schreibt Herr Roland, „kommen hierher durch die Vermittlung gewinnfuchtiger Agenten, die sich wenig um das Wohl ihrer Kundinnen kümmern. Diese entsprechen dann oft nicht den Erwartungen der Herrschaft, werden schlecht behandelt, verfolgt oder Knall und Fall entlassen. Die wenigsten unter ihnen wissen, daß die Schweizertolonie hier ein Komitee hat, welches gerne sein möglichstes tut, um jungen Landsleuten behilflich zu sein. Hätte das Plazierungsbureau oder die Eltern der Walliserin sich an uns gewandt, so wäre es ihr erpart

geblieben, in jene Familie einzutreten, die uns schon längst bekannt ist als ein Haus, wo alle Angestellten Mißbeliebigkeiten zu erwarten haben und wo unser Komitee schon oft eingegriffen im Falle war."

Der internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen ist dank seinen Verbindungen in der Lage, in allen Ländern Erfundigungen einzuziehen.

Vom Schlafzimmer und seinen Nebenräumen

Von allen Schichten der Bevölkerung gibt sich heute das ernsthafte Wollen kund, der Erzeugnisse unserer neuzeitlichen deutschen Wohnkultur — jeder nach seinen Ansprüchen und Verhältnissen — teilhaftig zu werden und sich schön und zweckmäßig einzurichten. Um nun in immer weitere Kreise des Publikums Aufklärung über die qualitätsvollen Leistungen auf dem Gebiete der Einrichtung und Aus schmückung der Wohnräume hineinzutragen, um insbesondere den Käufer in Stand zu setzen, künstlerische und technisch einwandfreie Arbeit zu erkennen und zu würdigen, ist die Darbietung guter Bilder unbedingt vornehm. Diesen Absichten, den Blick für das Schöne und Nützliche zu schärfen und auf diese Weise der Verbreitung einer hochstehenden neuzeitlichen Wohnkultur immer mehr den Boden zu bereiten, kommt Alexander Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnkultur“ aufs trefflichste entgegen, das mit dem soeben herausgegebenen ersten Bande „Schlafzimmer“ sein Erscheinen begonnen hat. Die reiften und dauernd wertvollen Schöpfungen von 125 hervorragenden Künstlern und leitungs-fähigen Firmen sind hier mit auf gediegener Erfahrung beruhendem, feinem Verständnis ausgewählt und in mühevoller Arbeit dargestellt. Die über 300 vorgeführten vornehmen, bürgerlichen und einfacheren Schlafzimmer, Ankleidezimmer, Fremdenzimmer, Kinder-Schlaf- und Spielzimmer, Badezimmer, Studenten- und Junggefellenzimmer sowie die zahlreichen einfacheren Schlafzimmer und Einzelmöbel sind durchweg abgeklärte Raumbildungen, die den anerkannten Forderungen der Zweckmäßigkeit, Schönheit und Behaglichkeit entsprechen, sie zeigen die vielfältigen Möglichkeiten, wie diese Räume unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und Verhältnisse der Begüterten, des Mittelstandes wie auch des kleinen Mannes praktisch und reizvoll gestaltet werden können. Wer das in diesem Bande, der ersten derartigen Sammlung neuzeitlicher Schlafzimmer, abetote reichhaltige Bildmaterial sorgfältig veraleidet, wird sich schließlich ein klares Bild machen können über das am meisten Zweckmäßige für seinen eigenen Bedarf und Geschmack, wird darin die brauchbarsten Anregungen und wertvollsten Ratsschlüsse für alle wichtigen Einrichtungs- und Ausstattungsfragen finden. Doch nicht nur dem Publikum, insbesondere den Verlobten, wird das Werk zur geschmackvollen Förderung dienen, auch dem Fachmann, dem Möbelfabrikanten, Architekten, Zeichner, Doktorat u. a. wird das eingehende Studium der in dem Werke enthaltenen vorbildlichen Lösungen von größtem Nutzen für sein eigenes Schaffen sein. Eine weitere Bedeutung erhält die vortreffliche Sammlung von Hofrat Koch — der dem Werke einen knappegehaltenen Einleitungstext „Vom Schlafzimmer und seinen Nebenräumen“ vorgeleitet hat — noch dadurch, daß sie unsere neuzeitliche Raum- und Einrichtungskunst, in der gegenwärtig so viel Kräfte auseinanderstreben, zur rechten Zeit nachdrücklich darauf hinweist, die von ihr seiner Zeit so entschieden und zielbewußt eingeschlagene Richtung ernsthaft zu verfolgen und sich um neue, dauerhafte Werte zu bemühen. Diese Publikation Alexander Kochs bemerkt eindringlich, daß unsere Zeit der feinsten und reifsten Lösungen aus eigener Kraft fähig ist, daß wir es durchaus nicht nötig haben, uns wiederum in das bequeme Fahrwasser einer, wie man hoffte, endgiltig überwindenen Stil-nachahmung zu begeben und daß wir wohl eine moderne Kultur besitzen oder besitzen könnten, wenn nur alle den Mut hätten, modern im besten Sinne sein zu wollen. Kochs Handbuch wird voraussichtlich einen kräftigen Schritt vorwärts bedeuten und wie alle sonstigen künstlerischen Leistungen seines Verlaages reichen Segen stiften. Das Werk ist eine der schönsten Gaben des verdienstvollen Herausgebers! — Die äußere Ausstattung des Bandes ist solid und geschmackvoll, der Preis des prächtigen Buches beträgt Mk. 10.—, in Luxusband Mk. 12.—.

Diamanten

Dreiunddreißig Jahre war er alt, als er fortzog, fort nach dem Lande seiner Träume, seiner Hoffnungen, von früherer Jugend an. Alles, alles ließ er hinter sich — sein verhärmtes, heißgeliebtes Weib — Cochon, sein Cochon, das heute zum ersten Male, sehnlichst die kleinen Vermögen ihm entgegenstreckend, mit feinem, unaussprechlich süßem Stimmchen „Papa“ lallte — die alte, lahme Mutter, deren einzige Stütze, deren einziger Lichtblick er war, in einem Dasein voll von Bitterkeit und Kummer — seine Heimater, sein unvergänglich liebes Vaterland. — — — Er ging, trotz Jammer, trotz Herzeleid kämpfte er wie nur ein Mann kämpfen kann und mutig rang er sie nieder, die Stimme, die ihn unaufhörlich zurüdrief, zurück zu den verlassenen Lieben.

Wenn nur die endlos lange Fahrt zu Ende wäre, dies ewige untätige, sich selbst überlassene, dies eingepfercht sein, während eines ganzen Monats mit fremden, gleichgültigen Menschen, dies fortwährende Einerlei von Himmel und Wasser. Aber gleichmütig und unbekümmert um das Sehnen des Einzelnen, zog das Schiff seine Bahn — mit jedem neuen Morgen suchte er mit heißer brennenden Augen in fieberhafter Ungeduld das Land, das Land seiner Hoffnung, das Land des Glückes für sich und die Seinen.

Und es kam, nach vierundzwanzig, endlosen langen Tagen sah er zum ersten Male — Afrika, ein Tag noch, und seine Füße berührten zum ersten Male den heißen, sandigen Boden seines Traumlandes.

Keine Ruhe gönnte er sich, keine Rast; gleich andern Tages zog er weiter, nachdem er, mit dem Reste seines, ach so geringen Vermögens, das Nützlichste erstanden, für seine kleine Expedition. Diamanten wollte er suchen und er wird sie finden, er muß sie finden und all das Elend, und all der Jammer ist dahin. Sein Cochon wird keine Not mehr kennen lernen, sein Weib wird sorglos, glücklich in das so lang ersehnte kleine, sonnige Häuschen ziehen können, und — ach die gute, alte Mutter! Jauchzend, froher Hoffnungen voll war der Brief, den er gleich nach Ankunft an die Seinen sandte.

Heiß brannte die Sonne und glühend umwogte ihn der gelbe Sand; drei Tage schon war er drinnen, mitten drinnen in der trostlos öden, und doch an Schätzen so reichen Wüste. Keine Kühe und Schaten spendende Dase, kein Mensch, kein Tier, nur Sand wohin er blickte Sand, und über ihm unbarmherzig strahlend, die afrikanische Sonne. Die Augen schmerzten, tränten von dem unaufhörlichen Gestimmer, sekundenlang konnte er oft gar nichts mehr unter'sehen, wie blind tappte er vorwärts, um neuerdings sich wieder auf den heißen Glimmerland zu werfen, und auf dem Bauch kriechend, nach dem erhofften Schätze zu suchen. Die Haut begann sich zu schälen, die Innenseite der Hände war aufgebrochen, die Spitzen der Finger bluteten, da ihr Schuh, die Nägel, von dem fortwährenden Kratzen im Sande abgebrochen, weggearbeitet waren und immer noch nichts, immer noch keine Diamanten; nur verwittertes, kleines, wertloses Gestein. Für sechs Tage hatte er Wasser, Salz und Reis mitgenommen für sich, und den Hottentottenjungen, der ihn, nach den Sternen gehend, führen sollte und etwas Futter für seine zwei Karrentiere. Das Wasser war schon sehr, sehr knapp; aber auf dem Heimwege, auf der rechten Seite der Düne, sollte es ja ganz bestimmt eine Wasserstelle geben und so dachte er den Jungen hinzufenden, um neuen Vorrat zu holen. Andern Tages, vor Sonnenaufgang trotzte der kleine Führer stumpfsinnig, wortlos, mit den mit dem Wasserfaß beladenen Maultieren davon. Nun war er ganz alleine, kein atmendes Wesen nirgends weit und breit! Zwei Tage war der Eingeborene schon weg; mutig und unaufhörlich hatte der Einsame die ganze lange Zeit über gearbeitet, im unheimlich grellen Lichte der brennenden Sonne liegend, gesucht, gegraben — Näher, immer näher rückte er seinem Ziele, hatte er doch bereits die Anzeichen gefunden, erbsenförmige Bluffsteine, Grünsteine, Rubine — die zweifellosen, untrüglichen Begleitsteine der Diamanten. Mit wachen, heißen Augen lag er die ganze Nacht über seiner kleinen Kasse, tief in den, noch immer heißen Sand sich einwühlend, in zwei alte schmutzige Pferdebeden gehüllt zum Schutze gegen die feuchten, alles durchdringenden Nebel, die nachts die Dünen, das endlose Sandmeer umwogen — so wartete er auf den Morgen.

Umsonst suchte der Hottentotte, als er nach vier

Tagen zurückkam, seinen Herrn; er fand ihn nicht mehr; zwei weitere Tage wartete er noch, um dann zurückzuziehen, mit der leeren Kasse, den jämmerlich heruntergekommenen Maultieren, nach der Küste und zu melden, daß sein Herr verloren sei.

Am Fuße der großen Düne, drei Kilometer entfernt von der Wasserstelle — da fand man ihn — nach zwei Monaten; die rechte Hand fest geschlossen, die andere krampfhaft in den Sand gebohrt, so lag er mit großen, offenen Augen. Ob verdurstet, ob er von der Hitze, der Aufregung getötet — wer weiß es?

Sie gruben ihn aus dem Sande, der halbwegs ihn bedeckte; mit großer Mühe öffneten sie die eine Hand — Diamanten — ein zwei, drei — acht Steine, zur Hälfte in die Handfläche eingezwängt, vermischt mit geronnenem Blute — aber trotzdem in schimmerndem Glanze, blickten sie ihnen entgegen. Fr. A. S.

Sprechsaal

Fragen

Frage 276: Wie würden meine Mitleserinnen in meinem Falle handeln? Mein Bruder, dem ich seit Jahren den Haushalt führe, ist seit einiger Zeit so schrecklich nervös, daß ich in meinem Benehmen um ihn ganz ängstlich und unsicher werde, da ihm vieles an seiner Umgebung lästig fällt und ihn verstimmt. Keine meiner Bewegungen ist ihm nicht recht, was mich ganz unbeholfen und unselbständig macht, so daß ich meinen Vorken bald lieber mit jemand anders tauschen wollte, wenn ich mir nicht faate, daß ein Fremdes dort auch seine Plage haben werde. Sind Leser in der Lage, mich aus Erfahrung beraten zu können? Fr. B. in Gh.

Frage 277: Sollte ein Dienstmädchen nicht dankbar sein, wenn man es auf Fehler im Benehmen aufmerksam macht, anstatt daß es sich beleidigt fühlt? Es ist doch nur sein Vorteil, wenn es sich so auführt, daß sich die Herrschaft gerne seiner annimmt, und nicht durch das unfeine Gebahren der Angestellten gezwungen ist, eine bestimmte Linie zu ziehen im Verkehr. Wie sind die Menschen doch heutzutage so ungelent und selbstgerecht. Sie wollen nicht mehr dienen, weil sie sich in diesem Stand erniedrigt fühlen, aber die Wink für Gewinnung größerer Summen wollen sie nicht annehmen. Ich höre gerne, was Mitleter hievon halten? A. P. 3.

Frage 278: Ist es richtig, daß mattes, unschönes Haar durch fleißiges Bürsten erlichst gewinnt. Meine beiden Mädchen haben so mickrbares, vorstüßiges Haar, dessen Anblick mich ärgert. Haben Leserinnen durch solch einfache Behandlung schon gute Erfolge erzielt? Besten Dank für gütige Antwort. L. S. in W.

Frage 279: Wie stellen es wohlwollende, aber Erfahrene an, wenn sie im Falle sind, bei den Schwiegereltern, mit denen das junge Paar zusammenlebt, Aushebungen im Verhalten bei Tische zu machen? Es sollte, um oft anwesender Gäste willen geschehen, man möchte aber Kränkungen verhüten. Diesbeständige Ratsschlüsse würden sehr zu Dank verpflichten. Eine langjährige Leserin.

Frage 280: Kann mir jemand raten, was sich am besten eignet für das Anschaffen von Tischbesteck? Ich dachte zuerst, mir silbernes anzuschaffen; man zeigte mir aber ein Metall, das verillbert ist und für dessen Haltbarkeit eine Garantie von 15—20 Jahren gegeben wird. Der Preisunterschied gegenüber Silber ist so groß, daß ich mir nicht getraue, einen Kauf abzuschließen, ehe ich das eigene Urteil erfahrener Leserinnen in der Sache gehört habe. Sehr dankbar wäre für gütige Belehrung. Eine Braut.

Frage 281: Ich möchte mir gern ein Sonnen- und Luftbad einrichten. Für gütige Ratsschlüsse über Anlage deselben, über das zu verwendende Material zc. wäre ich sehr dankbar. Je einfacher, desto lieber, wenn möglich transportabel. Eine bostienisch Gesinnte.

Frage 282: Gibt es ein Mittel, um den Wurm aus Büchern (Deckeln von Pappe, Schweinsleder zc.) zu vertreiben? Zum Voraus Dank! A.

Frage 283: Ich möchte mir gerne einen Diamanten aus Glas schneiden anschaffen. Worauf ist beim Kauf zu achten? Und wie viel muß ich anlegen, um ein ordentliches Instrument zu bekommen? A.

Frage 284: Durch welches Verfahren werden Briefmarken von Kuperts zc. abgelöst, ohne daß, wie bei Anwendung von Seife, oder Wasser, ein durchsichtiger Fleck — einem Fettkleck ähnlich — auch

Stempelverwicklung, auf der Marke zurückbleibt. Wenigstens ist das bei manchen Marken der Fall. Vielen Dank! R. B.

Frage 285: Geht es an, ein in grober Weise unbotmäßiges Kind mit dem Essen zu strafen, in der Art, daß es von einer Speise, die es leidenschaftlich gern ißt, nichts bekommt? Daß man ihm dafür etwas anderes gibt, was ihm gleichgültig ist? Ihm die Nahrung schmälern, oder es gar fassen lassen, erscheint mir nicht unlich. Gültige Meinungsäußerungen würden herzlich dankt von einer noch unerfahrenen Pflegemutter.

Frage 286: Wie richten sich Erfahrene in folgenden Sache ein? Ich bin dafür angetraut worden, fünf Perzentinder für vier Wochen in meinem Haus aufzunehmen und ich war in der Lage, aufzagen zu müssen, da wir der, für sich und ihre Schwester anfragenden Dame verpflichtet sind. Die Kinder sind Knaben und Mädchen von 9-4 Jahren. Man plagt mich die Sorge wegen der Beleuchtung Tag und Nacht. Alles ist sonst feigeleat. Nur die Beleuchtung stört mich. Unser Haus — ein Holzhaus — hat weder Gas, noch elektrische Beleuchtung; wir brennen Petrol und Kerzen. Nun steht ja in jedem Zimmer ein Leuchter mit einer oder zwei Kerzen. Nun ist der nächste, Junge ein sehr unruhiges Wesen, der des nachts zwei bis dreimal aufsteht, wie ich erfahre und das beunruhigt mich sehr. Ich glaube ich werde auch nicht schlafen können aus Angst wegen dem Licht. Der Junge kann in seiner Fähigkeit nur einmal mit dem Bündelholz oder dem Licht umgeschickt hantieren, so wäre ein Unglück da und ich hätte die Verantwortung. Eine Petroleumlampe brennen zu lassen habe ich auch nicht den Mut. Eine Person zur Nachtwache hertun, geht natürlich auch nicht bei dem kleinen Pensionspreis und das Amt selbst zu übernehmen ist nicht möglich, da ich am Tag sehr angetraut beschäftigt bin und infolgedessen schlafbedürftig bin und auch sehr fei schlafe. Ein Haus mit elektrischem Licht muß ideal sein. Wir Kinder haben dabei nie kein Licht im Zimmer gehabt; wir hatten uns im Dunkeln zurechtfinden müssen und alles stand an seinem Ort. In einem anfergewöhnlichen Fall durften wir auf den Boden klopfen, worauf jemand kam um nachzusehen. So einfach sind die Kinder von heutzutage nicht mehr gezogen. Sie haben hundert Bedürfnisse und verweisen sich auf ihre Berechtigung, die das Elternhaus den Kindern zugeht.

für freundliche Meinungsäußerungen wäre herzlich dankbar. Eine eifrige Leserin.

Antworten

Auf Frage 282: Da mir in Erziehungsfragen noch jede persönliche Erfahrung abgeht, steht es mir eigentlich gar nicht zu, in solchen Sachen ein entscheidendes Wort zu sprechen. — Wer mühte aber nicht seine helle Freude am Ende haben, wenn man sieht, wie sich da Mutter und Kinder so vortrefflich verstehen und ich kann es nicht unterlassen, Ihrer Denkungsweise meine wärmte Sympathie entgegenzubringen. Wie wäre es doch zu wünschen, daß in der Familie an Stelle anspruchsvoller Oberflächlichkeit und Hohlheit ein tieferes, schöneres und höheres Inneres dienendes Leben gepflegt würde. Achten Sie sich, gerade diese Art Eltern, die solche unwichtige Außerlichkeiten, wie die von Ihnen angeführten, mit so kolossaler Wichtigkeit behandeln, können, weil sie ihrer großen Aufgabe als Erzieher gar nicht gewachsen sind, ihren Kindern eben nur Pus und auch nichts als diesen Pus bieten. „Man lebt miteinander nach außen, weil man nach innen nicht leben kann und im Innern kein Leben hat. Und weil man diese Vere spürt und nichts ist, sucht man etwas vorantellen“, sagt Joh. Müller. Ob dies nun auf Kosten der seelischen und körperlichen Gesundheit des Friedens und der Behaglichkeit der ganzen Häuslichkeit gechebe, das läßt einem gleichgültig. Sind solche Leute nicht zu bebauern? Sie erschweren sich selbst und ändern das Dasein, sie bringen sich selbst um das Schönste und Beste, weil sie die große Kunst, „das Leben recht zu leben“, nicht verstehen. — Ich für mich bin überzeugt, daß der von Ihnen eingeschlagene Weg der Richtige ist und sollte mir einmal das Glück vergönnt sein, eigene Kinder erziehen zu dürfen, werden Sie mir in diesem Punkte als Vorbild dienen. Lassen Sie in Gottesnamen andere sogenannte Mütter mit der Aufbietung ihrer ganzen Kraft, ihres ganzen Wissens und Könnens, ihren Wohnungseinrichtungen, schwierigen Toilettenfragen und luxuriösen Wäscheausstattungen leben! Und Sie, bleiben Sie Ihren Kindern im Sinne des Wortes „Mutter“. Natürlich erzogene, glückliche Menschen, die gelernt haben, das Leben von der richtigen Seite anzupacken, werden die Früchte sein, Ihrer von unverständigen Leuten angezwungenen Erziehungsart. S. A.

Auf Frage 280: Lassen Sie Ihre Zimmerdecken

so wie sie sind. Wenn sie nicht verunreinigt werden durch rauchende Menschen, Öfen oder Lampen, so werden die Decken lange in ordentlichem Stande bleiben. Nachher aber sorgen Sie dafür, daß mit Delfarbe gestrichen wird, dann können Sie das Unsaubere nach Bedarf reinigen. Frau J. K. in E.

Auf Frage 281: Wenn Sie Ihre Haus- und Küchengeräte ausschließlich von Dientleuten gebrauchen lassen müssen ohne selber darnach leben zu können, so tun Sie besser so lange billigeres Material zu verwenden, bis Sie sich von der Kostbarkeit Ihrer Angestellten haben überzeugen können. G. B.

Auf Frage 282: Die kluge Hausfrau richtet sich mit ihren häuslichen Pflichten nach den Wünschen ihres Gatten ein; ganz besonders, wo die ökonomischen Verhältnisse so günstig liegen, daß Sie sich nach Bedarf einrichten können. Sie sind ja beneidenswert, daß Ihr Gatte die Feierabendstunden in Ihrer Gesellschaft mit Spazierengehen, gemeinsamer Gartenarbeit, Lesen, Musizieren oder Spielen verbringen will. Erledigen Sie also ihre häuslichen Pflichten in der Zeit, in welcher der junge Hausherr nicht daheim ist. Z.

Auf Frage 282: Die häuslichen Pflichten kommen erst in zweiter Linie, wenn Sie so glücklich gestellt sind, sich nach Bedarf damit einrichten zu können. P. J. in N.

Auf Frage 283: Lassen Sie das Mädchen noch lustig mit den Buben sich tummeln, besonders wenn ein Bruder dabei ist. In diesem Alter macht sich bei gesunden Kindern noch gar kein Unterschied bemerkbar. Die Mädchen werden immer noch früh genug zahm, da brauchen Sie keine Angst zu haben. G. D.

Auf Frage 284: Ich las kürzlich eine neue Sorte von Meißtiten annonciert, die sehr anerkennend beurteilt wurde. Wenn ich nicht irre, war der Name Schwan-Meißtite. Näheres weiß ich aber nicht zu sagen. Als recht gut gelten die alten Faber-Fabrikate. In Ihrem Miheriolla ist sicher nur der kleine Meißtitzwiser schuld. Schreiben Sie ihre Stifte künftig mit ganz scharfem Federmesser und Sie werden weniger Verluste haben. G. B.

Auf Frage 285: Ich kannte einen Mann, der das Schreiben und allerlei Handtierung mit der linken Hand erlernte und seine Ausdauer hatte Erfolge. Eine Leserin.



Die beste Schuh-Crème.
Alleinfabrikant A. Sutter,
vorm. Sutter-Krauss u. Co.
Oberhofen (Thurgau) A

Vertrauenssache
ist der Einkauf in
Tricotleibwäsche
Strumpfwaren
Gestrickten Knabenanzügen
Anerkannt beste und billigste
Bezugsquelle der Schweiz

Illustrierte Preislisten gratis und franko
Tricot-Spezialgeschäft Aarau
E. Keller 204

Nicht die billigsten aber
96 die besten
sind die **Stah-Drahtspähne**



Kluge Damen
gebrauchen beim Ausbleiben der monatlichen Vorgänge nur noch „Förderin“ (wirkt sicher). Die Dose Fr. 3.—
192 J. Mohr, Arzt,
Lutzenberg (Appenzell A.-Rh.)

Wie?

Sie sind heute noch im Zweifel ob Sie meine reichhaltige illustrierte Preisliste, mit ca. 450 verschiedenen Sorten feinerer und gröberer Schuhwaren, die ich an jedermann gratis und franko verschicke, kommen lassen sollen? Prüfen Sie dieselbe aufmerksam, Sie werden sich überzeugen, dass Sie

Schuhe

nirgends so preiswert und gut kaufen als bei mir. Sie erhalten zu niedrigem Preise einen tadellos sitzenden und garantiert soliden Schuh, ganz nach Ihren Ansprüchen.
Nachstehend ein Auszug aus der Preisliste:
Arbeitschuhe für Männer, solid, beschlagen Nr. 40/48 Fr. 7.60
Herrenschuhschuhe hohe, Haken, „ 40/48 „ 9.—
Herrensonntagschuhe, Spitzkappe elegant „ 40/48 „ 9.—
Frauensonnentagschuhe, Spitzkappe elegant „ 36/42 „ 7.—
Frauenwerktagsschuhe, solid beschlagen „ 36/42 „ 6.50
Knaben- und Töchterchuhe „ „ 26/29 „ 4.30

H. Brühlmann-Huggenberger, Winterthur



Lustig flattert im Winde
Die Wäsche blendend weiß,
Stolz ruft und laut die Hausfrau
Dem „Waschpulver Schuler“ der Preis.

Steinfels-Seife ist nur echt wenn jedes Stück untenstehenden Firmastempel trägt. Unterschiebungen weisen man zurück



189

STEINFELS-SEIFE
verbürgt, im Gegensatz zu Waschpulvern irgend welcher Art, die Dauerhaftigkeit der Wäsche



Reeses Backwunder
macht Kuchen
größer
lockerer
verdaulicher
Prakt. Gratis-Rezepte

Für 6.50 Franken
versenden franko gegen Nachnahme
btt. 5 Ko. ff. Toilette-Abfall-Seifen
(ca. 60-70 leichtbeschädigte Stücke der feinsten Toilette-Seifen).
Bergmann & Co., Wiedikon-Zürich.
Inserieren bringt Erfolg!

Auf Frage 265: Ich denke, der Mann kann seine Schulkenntnisse erweitern oder auffrischen; er kann ernüchternde Sprachstudien machen, kann in irgend einem Fach durch das Studium der neuesten Literatur sich ein gründliches Wissen aneignen. Beliebige, abwechslungsreiche Unterhaltungsliteratur und das Ansehen von Kunstausstellungen im Bild bieten ihm reichliche Unterhaltung. Er kann sich mit allerlei Spielen wie: Schach, Dame, Köstelsprung, Mosaik, Kopfzerbrecher und dergl. die Zeit vertreiben und kann mit einem kompletten Baukasten auch hübsche Bauten aufstellen; er kann Rätsel auflösen und selber solche anfertigen; er kann Reisebeschreibungen lesen und den Atlas vor sich, dem Reisenden in die fernsten Fernen folgen. Er kann über allerlei Probleme und soziale Fragen nachdenken und sich darüber ein eigenes Urteil bilden. Er kann dieses oder jenes Problem zu seinem besonderen Studium machen und darin unter die Erfinder gehen. Er kann auch dem Körper durch Ausspannung und Schlaf diejenige Ruhe gönnen, die seine Gesundheit in ungestörter Weise fördern. Kurz, es stehen ihm so reichliche Quellen von fruchtbringender Tätigkeit zu Gebot, daß das Bedauern wegen Langeweile nicht am Platze ist.

Eine, die ihren nervösen Vater unter ähnlichen Verhältnissen zu betrauen hatte.

Auf Frage 266: Kein rechtlich gesinnter Mensch würde Sie an dem Unglück Ihres Mannes schuldlos nennen können. Sie haben die Eiferlust Ihres sonst so ruhigen Mannes aufgefangen und sind daher moralisch verantwortlich für die Folgen seiner gesteigerten Erregung. Die moralisch schuldige Frau hat alle Ursache, ihren Mann zu entschuldigen, anstatt daß sie ihn verurteilt und sich für immer von ihm abwendet. Wer sich dieser unschuldigen Kinder und des bedauerlichen Mannes annimmt, der tut ein wahrhaft gutes Werk, mag die Welt nun dazu sagen, was immer sie will.

Auf Frage 266: Viel verliert der Mann jedenfalls nicht an dieser Frau, auch wenn sie sich vollständig von ihm abwendet. Bleiben Sie dem Bemitleidenswerten und seinen Kindern treu. Ihr Gefühl leitet Sie recht.

Auf Frage 267: Ein Universalmedikament gegen Scharflichtigkeit gibt es nicht, weil die Medikamente nicht auf jeden Organismus gleich wirken. Viele z. B. essen Schokolade, um eine Diarrhoe zu stillen, andere nehmen sie um eine Verstopfung zu heben. Bei vielen genügt eine Pille oder eine Tasse bestimmten Tees, um Stuhlengang zu bewirken, oft bis zum Über-

maß, währenddem dieselben Mittel sogar in den stärksten Dosen genossen, nicht den mindesten Erfolg aufzuweisen bei anderen. Viel mehr Aussicht auf Erfolg hat eine Änderung in der Lebensweise. An Stelle der sitzenden Beschäftigung muß viel und abwechslungsreiche Bewegung treten, wie z. B. die Haus- und Gartenarbeit sie mit sich bringt. Wo dies absolut nicht sein kann, da muß man sich an sachgemäß ausgeführte Massage und an gymnastische Übungen halten. Ein Ferien-Kuraufenthalt in einer Naturheilanstalt, wie z. B. in Erlenbach am Zürichsee würde nicht bloß den besten Grund legen zu einer Änderung der gesamten Lebensweise, sondern die ärztliche Behandlung (Massage) durch Frau Dr. Fellenberg-Egli würde im Stande sein, allenfalls sich vorfindende organische Veränderungen, die sehr oft die Ursache zu den hartnäckigsten Verstopfungen bilden, wieder zu reduzieren, so daß der Verdauungsapparat wieder im Stande ist, seiner Aufgabe ungestört nachzukommen.

Auf Frage 267: Brühe von gedörrten Zwetschgen täglich 2 mal genossen, hilft Ihnen sicher; auch Rhubarber-Kompot.

Auf Frage 268: Wenn Ihr Leitungswasser kalkhaltig ist und die Wanne mehrmals im Tag für Abgiehungen und Duscheln gebraucht wird, so ist das Blankkochen eine nutzlose Zeitverschwendung und Plageerei. Es genügt, die Wanne nach jedem Gebrauch zu entleeren und sie mit Soda- oder Salmiakwasser auszuwaschen und gut nachzutrocknen. Die Wanne wird dadurch grünlich rein, aber sie bleibt matt. Email-Wannen sind natürlich leichter ansehnlich zu erhalten.

Auf Frage 270: Um Ihnen wirklich gut raten zu können müßte man etwas Näheres über die Anlagen und Neigungen des jungen Mannes wissen. Es gibt Lieblings Speisen, die dem einen vorzüglich munden und vortrefflich bekommen, währenddem andere Gerichte mit dem gleichen Nährwert und an sich eben so geschmackvoll, nicht munden und deshalb nur zur Not gegessen werden. Genau so ist es mit der richtigen Kost; man muß wissen, wonach die Neigung geht, um den Tisch pfeffend und zu Dank bestellen zu können.

Auf Frage 271: Mr. Th. Röckli, Instituteur in Neuveville, nimmt vom 15. Juli bis 24. August 1912 für die sechs Ferienwochen junge Leute bei sich auf, als Ferienkurs für junge Lehrer und Schüler höherer Klassen. Dem Unterricht im Französischen und in den andern Sprachen wird selbstverständlich die größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Auf Frage 271: Mr. A. Eglin, professeur de Langues in St. Amier nimmt vom 15. Juli bis 17. August Jünglinge bei sich auf zum Studium der Sprachen.

Auf Frage 272: Ich bereite meine Stempelfarben immer selbst und zwar in Blau, Violett und Rot. — Ich reibe Ultramarinblau mit so viel Knochenöl ab, daß eine zum Stempeln geeignete Konsistenz entsteht. Von Anilinviolett oder Anilinrot löse ich 3 Gr. in 60 Gr. Weingeist auf und füge noch 50 Gr. Glycerin dazu. Diese letzteren Farben trocknen schnell und können mit den gewöhnlichen Stempelfarben gebraucht werden.

Auf Frage 272: Ein jedes Schreibmaterialien-geschäft und jede Drogerie hat Stempelfarben zu verkaufen.

Auf Frage 273: Wenn mir ein Solunderbaum zu Gebote käme, so würde ich einen Teil der Blüthen zu Tee benutzen und die reifen Beeren würde ich teils zu Saft und teils zu Konfitüre verwenden.

Auf Frage 274: Die Pois-verts müssen frisch gepflückt, ausgefernt und sorgfältig erlesen werden. Man legt sie in kochendes Salz-Wasser, kocht sie darin 3-4 Minuten, schreut sie mit kaltem Wasser ab und füllt sie in reine, ausgeschwefelte Gläser. Sodann wird frisches Salzwasser zugegeben. Die Gläser verschließt man gut und kocht sie im Wasserbad 1 1/2 bis 2 Stunden. Nehmen die Erbsen durchs kochen eine gelbe und bräunliche Farbe an, so ist dies ein Zeichen, daß sie zu reif waren. Auch dürfen sich durchs Kochen die Häutchen nicht lösen. Die Pois-verts müssen also jung und zart sein, wenn man an dem Gemüse Freude haben soll. — Die Bohnen sind zum Sterilisieren weniger heikel. Bedingung ist nur, daß sie jung und zart und rasch gewachsen sein müssen. Die Bohnen werden genau abgekocht, gewaschen und in kochendes Salzwasser gelegt, einigemal darin aufgekocht, abgeseigt und mit kaltem Wasser abgeseigt, dann dicht in die Gläser eingefüllt, Salzwasser zugegeben und je nach dem Alter 1 1/2 bis 1 3/4 Stunden im Wasserbad gekocht.

Auf Frage 275: Es ist sehr leicht zu beargwöhnen, daß eine liebende junge Frau ihren Gatten nicht gern für Monate in der Ferne hat, da das Reisen doch immer mit Gefahren verbunden ist. Das gibt der jungen Frau aber doch kein Recht, des Gatten Vorgehen in dieser mitleidigen Weise zu beurteilen. Wenn die rechte Liebe vorhanden ist, so fragt die Frau nicht, welchen geschäftlichen oder gesellschaftlichen Rang

Gesucht in gute Privatfamilie eine durchaus zuverlässige, einfache und brave 317

Tochter

die Liebe zu Kindern hat (4 und 6-jährig) u. den Zimmerdienst versteht. Bleibende, gute Stelle, nebst schönem Lohn. Gest. Offerten wenn mögl. mit Photographie unter Chiffre Y 317 befördert die Expedition.

Gesucht in gutes Privathaus ein tüchtiges, braves 318

Zimmermädchen

das Liebe zu Kindern hat und nähen und bügeln kann. Bleibende, gute Stelle. Gest. Offerten unter Chiffre Z 318 befördert die Expedition.

Älteres

Dienst-Mädchen

mit Original-Zeugnissen, wünscht Stelle zu baldigem Eintritt. Eventl. als Haushälterin oder als angehende Köchin eines grösseren Betriebes. Adresse unter 321 erteilt die Expedition.

Seidenband
Seidenstoffe
Samte
Spitzen
Spitzenstoffe
Tulle
Galons
Borden
Entredeux
Knöpfe
empfehlen billigst
Wwe. Früh & Sohn 203
St. Gallen
Rosenbergstrasse 93

Inserate haben den besten Erfolg in der Schweizer Frauenzeitung

Vertretung und Lager für die Schweiz: Willy Reichelt, Zürich



Putzin
putzt alle Metalle am besten.



Wer seinen Kindern blühendes Aussehen und eine kräftige Konstitution sichern will ernähre sie mit der altbewährten **Berner-Alpen-Milch**

Schloss Oetlishausen
bei Kradolf Thurgau 269
Aerztliches Landerziehungsheim
für zarte, nervöse, körperlich zurückgebliebene und erholungsbedürftige Kinder vom 7. bis 14. Jahr. Kräftigende Körperpflege nach erfolgswährter Methode. Schonender Schulunterricht in kleinen Gruppen.
Prospekte durch den Besitzer und Leiter **Dr. med. Naegeli**, a. Pr.



CONGO
Bestes Schuhputzmittel
Pensionat für junge Mädchen, besonders für kath. Gröndl. Erlernung d. franz. Spr. Familienleben. Prosp. Beste Referenz. v. ehem. Pens. Melle Marie Poffet, rue Coulon 2, Neuchâtel. 163

Wir bitten unsere werthen Leserinnen höfl. bei etwaigen Einkäufen, Firmen, welche in unserm Blatte inserieren zu berücksichtigen

.. Inseratannahme bis Mittwoch früh ..

der Mann bekleidet. Sie vertraut seiner Einsicht und seinem ehrenhaften Wesen, denn er weiß, was er seiner Lebensgefährtin schuldig ist. Ein Mißgeschick kann den Menschen überall treffen, in seinem gemütlichen Familienzimmer an der Seite seiner Gattin, wie fern von ihr auf der Reise. Dann hat eine solche zeitweilige Trennung auch eine ganz ideale Seite. Die Trennung zeigt den Wert des Besizes. So wird jede Rückkehr wieder eine neue Erfüllung der Sehnsucht. Gar manche junge Ehe laboriert nach den 1. Jahren des Zusammenlebens am Überdruß. Beide sind ernüchtert nach den hochschlagenden Wogen des Zusammenlebens, so daß eine zeitweilige Trennung zur Wohltat würde. Geschieht dies nicht obnein aus geschäftlichen oder wirtschaftlichen Gründen, so haben beide, der Mann wie die Frau eine öde Zeit durchzumachen, bis sie wieder zur normalen Linie sich zurückgeschafft und aufs neue sich gefunden haben. Eine zeitweilige räumliche Trennung hebt glücklich über die öde Zeit hinweg. Wir erklärten mein verheirateter Sohn im Vertrauen, daß er auf seinen Reisen sich immer Bräutigam fühle und die Heimkehr kaum erleben könne zu derjenigen, deren Bild ihn Tag und Nacht begleite. Und doch war meine Schwiegertochter keine Schönheit und waren keine Kinder da, die als holde Liebesgötter den Gatten mit der Gattin stets aufs neue verbinden. X.

Auf Frage 275: Von der Nüchternheit und Gediegenheit des Reisenden hängt heutzutage sehr oft das Gedeihen von Weltgeschäften ab, es sind also wirkliche Vertrauensposten, die einem Geschäftsangestellten angeboten werden. Der Einwurf, den Sie mit dem Hinweis auf die gefährdete eheliche Treue machen, verrät einen kindlich enigen Standpunkt, dessen Sie sich eigentlich schämen müßten. R. U. in Ch.

Briefkasten

Frau Sch. in B. Ihr lieber Brief hat herzlich erheitert. Jene kurze Stunde des Beisammenseins war sehr genüßreich; sie ist auch oft besprochen worden. In welcher Art wird Ihnen eine private Meldung von der jüngeren Generation sagen; die mit der jüngsten sich so lebhaft unterhalten hat. Warme Sonnenhitze findet doch immer die verwandte Seite. Für heute nur freundliche Grüße an Mutter und Kinder.

Eifriger Leser in M. Die Vertrauenseligkeit ist ein Ding, das man unseren jungen Mädchen nach der gefährlichen Richtung zeigen muß, ehe man sie in die Fremde schickt. Man nimmt ihnen damit freilich etwas wunderbar Schönes, das, was den eigentlichen Zauber und das Glück der Jugend ausmacht und doch muß es sein. Der Mann müßte diese Notwendigkeit als Vorwurf für sein Geschlecht noch weinvoller empfinden als die Frau. Wäre dies aber der Fall, so würden diellerteile über diellbertretungen der einschlägigen Gesetze einschneidender u. auch wirksamer ausfallen. Wenn irgend auf einem Gebiet, so müßte da das weibliche Geschlecht bei der Schaffung von Gesetzen und bei der Aburteilung gegen Verfehlungen mitwirken können.

L. M. A. Wir wollen das Mögliche tun. Ein magerer Vergleich ist aber immer besser als ein fetter Prozeß. — Ja, die Zunge ist ein kleines Glied und richtet große Dinge an.

Veterin in J. Sie finden diesen Zug öfter. Der Mann kauft Bergwerke und verhandelt mit sicherem Blick riesenhafte Werte, wenn er aber ein paar Socken oder Handschuhe, ein Taschentuch oder eine Kravatte kaufen muß, so fräunt er sich, dies selbst zu besorgen und er läßt sich von der Verkäuferin, sei sie nun jung oder alt, oft lächerlich übers Ohr hauen. Das kommt natürlich in erster Linie daher, daß die jungen Männer als Knaben nicht dazu angehalten werden, dieses oder jenes Kleiderbedürfnis selbst einzukaufen und sich dadurch die nötige Warenkenntnis und Wertung der Waren anzueignen. Sie müssen das bei Ihrem jungen Gatten im Elternhaus verfaßte nun nachholen. Das gibt manche unterhaltende Stunde.

Stille Veterin in F. Gewiß ist es ein schmerzlicher Verzicht für ein junges Mädchen, das die Kinder leidenschaftlich liebt, die Pflege von solchen nicht übernehmen zu dürfen. Aber gerade die große Liebe zu den Kindern muß Ihnen den Verzicht erleichtern. Sie wissen ja, daß die Kleinen ganz unwillkürlich alles und jedes nachahmen und müssen sich doch selber sagen, daß Ihre Nervenzuckungen im Gesicht, die Sie nicht zu bemerken vermögen, die aufmerksamen kleinen Geschöpfe zur Nachahmung reizen würden. Wie weinlich müßte es doch sein für Sie, wenn Sie eine Stelle annehmen, um dann nach kurzer Zeit immer wieder ihre Entlassung zu bekommen. Ein ein-

maliger grundsätzlicher Verzicht ist für Sie weit weniger schmerzlich. Als tüchtige Küchenbeforsgerin hätten Sie Ihr Reich unbeantundet für sich und als solche könnten Sie auch reichlich Gutes wirken und wohl tun. Und darnach steht doch schließlich Ihres Herzens Verlangen.

Dr. J. R. in D. Wenn Ihnen die Wahl frei steht, so nehmen Sie ein Zimmer, das sonnig ist und ins Grüne sieht, anstatt auf die Straße. Lassen Sie sich vom schöneren Amöblement nicht blenden. Die den Tag über im Zimmer aufgeweichte Sonnenkraft wird Ihrem Organismus dann während des Schlafes zu gute kommen und Sie werden bald genug die doppelte Kräftigung an sich erfahren. — Gehen Sie frühzeitig schlafen und schlafen Sie am Morgen, unbekümmert um die reguläre Frühstücksstunde, so lange als das Bedürfnis dazu ist. In wenig Tagen werden Sie nachgeschlafen haben, so daß es dann genügt, daß Sie sich nach dem Mittagessen zu einem stillen Ruhefinden auf Ihr Zimmer zurückziehen. Nach einer kleinen Vespererandigung werden Sie von einem gemütlichen Spaziergang in den Wald oder auf die Höhe doppelten Genuß haben.

Frau A. E. in W. Verachtliche Personen eignen sich nicht zur Krankenpflege, auch solche nicht, die aus dem Schlaf aweckt, soagen. Sturm, und eine Zeitlang seiner Überlegung fähig sind. Die Verantwortung ist zu groß.

A. A. War es wirklich ein Bagetstück? Das kann Ihnen kaum Ernst sein. Immerhin möchten wir Sie ermuntern, das „Bagetstück“ recht oft zu wiederholen. Die freundlichen Grüße erwidern wir aufs Beste.

J. J. J. Krank sein ist eine böse Sache, aber viel schlimmer ist es, sich krank fühlen, wenn man es nicht ist.

M. U. in J. Für viele kommt die Natur erst zur Geltung, wenn sie dieselbe auf einem Stück Weinwand wiedergegeben sehen.

Junger Leser in B. Ihr Wunsch soll gern erfüllt werden, doch kann es nicht im gewünschten Umfang geschehen, auch müssen Sie sich etwas gedulden.

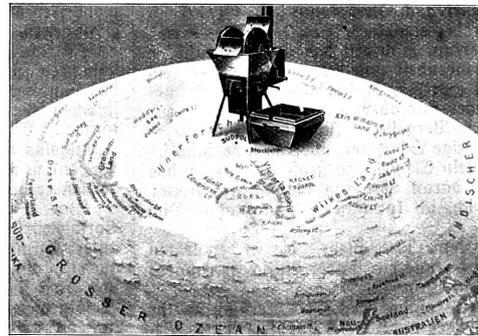
Zur gest. Beachtung! Bei Adressen-Veränderungen ist es **absolut notwendig**, der Expedition neben der neuen, auch die **bisherige, alte Adresse** anzugeben

Bergmann's Lilienmilch-Seife

ist unübertroffen für die Hautpflege erzeugt einen schönen, reinen zarten Teint und vernichtet alle Hautunreinigkeiten — Nur echt mit der Schulzmarke: Zwei Bergmänner.

V. BERGMANN & CO. ZÜRICH.

39



Roald Amundsen

der Entdecker des Südpols, führte auf seinem Schiffe „Fram“ auch eine „Vollampf“-Waschmaschine mit. Ein Beweis, der allgemeinen Verbreitung der „Vollampf“.

Johns „Vollampf“-Waschmaschine

ist die heute meistgekaupte Dampfwaschmaschine. Sie wäscht die Wäsche blendend weiß bei grösster Schonung und einer Ersparnis von ca. 75%.

Ueber 220,000 Stück bereits verkauft

H 2836 Z

Broschüre W 12 kostenlos

320

J. A. John, Akt.-Ges., Erfurt-Ilversgehofen.

Zweigniederlassung, Zürich V 18, Mühlebachstrasse 7.

16 Filialen im In- und Ausland. — In einschlägigen Geschäften erhältlich.

Kinderheim Rosenau, Unterägeri 750 Meter über Meer

Sonnige, staubfreie Lage. Vorzügliche Verpflegung bei mässigem Preise. Beschr. Zahl. Beste Referenzen 319 Frau Brändli.

RABIUS 1000 m ü. M. Bündner-Oberland HOTEL GREINA

Station der Rhätischen Bahn
Grosser Gesellschaftssaal. Reelle Veltlinerweine. Bachforellen. Gute Küche. Elektrisches Licht. Zivile Preise. Prospekte gratis.

284 (H1745Ch)

Caduff-Dietsche.



Verlangen Sie bitte Probemuster gratis!

286 I

Feuilleton

Der Sberstuhlrichter

Roman von C. Deusch. Nachdruck verboten.

„Du hast recht,“ rief sie dann nach langem Schweigen, „ich bin eine Verlorene und hätte Dir nicht nahen sollen, aber ich kann ohne Dich nicht leben.“ Mit leiserer Stimme und wie ein Bekenntnis ablegend, fuhr sie fort: Als Du mich in jener furchtbaren Stunde von Dir an ihn wiesest, da — ging ich zu ihm, denn auch er sprach: „Du hast mir die Deinen geopfert, Du gehörst zu mir.“ Ich blieb nicht lange bei ihm — er konnte mich nicht die Vergangenheit vergessen machen und ich mußte sie vergessen, wenn ich nicht wahnsinnig werden sollte. So sank ich von Stufe zu Stufe in wildem Taumel. Auch zur Bühne ging ich zurück, ich hatte ja keine Heimat mehr, nichts, was mich band, was mein war. Die Welt war die alte, ich nicht mehr. Triumph und Huldigungen, wohin ich mich wandte, in meiner Brust war jedes Gefühl erloschen und doch griff ich danach in wilder Begierde, hastig und heißhungrig, um darin und noch in vielem anderen das Elend meines Lebens zu vergessen. O Ferencz, wenn es schon hienieden eine Strafe gibt, so habe ich sie gelitten; denn nachdem ich dich verloren, überkam mich erst das volle Bewußtsein Deines Wertes, überkam mich heiße, verzehrende Liebe nach Dir; nachdem ich mein Kind verloren, sprangen erst alle Quellen der Mutterliebe in meinem Herzen auf, und ich hätte es aus der Erde graben mögen, um meine Reue und Sehnsucht an ihm zu stillen. O, diese Jahre von Qual und Jammer! Vor der Welt die überschäumende, die unvergleich Jiona Arany, im Innern — Nacht und Verzweiflung.“

Sie schwieg und eine Weile war es ganz still im Zimmer. Er stand, ihr den Rücken kehrend, an das Fenster gelehnt und blickte in die dunkle Nacht hinaus.

Und wieder war sie es, die das Schweigen brach.

„Da traf ich einmal in einer Gesellschaft einen Mann, er wird auch Dir bekannt sein: Graf Ernst Szentivanyi, der erzählte mir viel von Dir — viel, und da überkam mich erst das volle Bewußtsein meiner Verlorenheit und Verworfenheit — ein wilder Ekel ergriff mich, ich hätte mich töten mögen. Er wies mir aber einen anderen Weg zur Rettung, zum Vergessen! Ich ging in ein Kloster als barmherzige Schwester, aber auch da fand ich es nicht. Mein Elend ist zu groß, als daß ich das Bewußtsein daran verlieren sollte. O Ferencz, erbarme Dich, ich kann nicht länger ohne Dich leben!“

Es war keine Bitte mehr, die in den letzten Worten lag — wie ein wilder Aufschrei rang es sich von ihren Lippen.

Es dauerte einige Zeit, bis er sich zu ihr wandte, und der veränderte Ausdruck seines Gesichtes zeigte, was ihn dieses Widersehen kostete, aber seine Stimme war fest und unbegreiflich, als er erwiderte: „Du willst meine Verzeihung, sie sei Dir. Mehr habe ich nicht für Dich. Selbst wenn ich so schwach und ehrlos wäre, Deine Vergangenheit zu vergessen, so gibt es noch anderes, ewig Trennendes, der Schatten unseres Kindes steht zwischen uns.“ — Es war als ob er den Flor von dem Bilde ziehen wollte, aber er sah in ihr bleiches Gesicht, von Gram und Krankheit abgefallenes Gesicht und ließ die Hand wieder sinken.

„Was Du verlangst, kann nie mehr sein,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Eine Tafel, die in

Trümmer gegangen ist, wird nie mehr ganz, nie!“

Er durchschritt einigemal das Zimmer und blieb dann wieder vor ihr stehen, die noch immer auf der Erde kniete. „Steh auf und laß uns zu Erde kommen. Ich habe Dich einst geliebt, Du weißt es. In Deiner Hand lag mein Glück, Du wolltest es nicht spenden — jetzt — jetzt habe ich kein Bedürfnis mehr danach. Ich habe schwer gelitten, schwer, aber ich habe mich durchgerungen. Die Zeit und die Arbeit haben die Last in meinem Herzen verringert, und ich denke ruhiger an Dich, aber unsere Wege laufen nie mehr ineinander. Daß Dich die äußere Not des Lebens nicht drücken soll, dafür will ich sorgen.“

Jiona hatte, während er sprach, keine Bewegung gemacht, nicht das Haupt, nicht die Blicke erhoben bei den letzten Worten sprang sie, wie ins Herz getroffen, auf und stand ihm gegenüber. Auf ihrem bleichen, so sehr veränderten, durch Gram und Krankheit fast hinfalligen Antlitze brannte jetzt eine dunkle Röte, während die dunklen, von vielem Weinen getrübbten Augen ihn mit dem alten Ausdruck der Leidenschaft anblickten.

„Du glaubst wohl, ich sei deshalb gekommen?“ „Das glaube ich nicht.“ Mit mildernendem Tone fügte er hinzu: „Du siehst krank und elend aus, und —“

„Ich bin krank,“ unterbrach sie ihn, „und elend, o wie sehr, doch anders elend, als Du wägst. Mittel zu leben habe ich, mehr als ich brauchen werde. Du glaubst wohl, ich bin eine Demütigkeits-Keuige,“ fuhr sie mit bitterem Aufschrei fort, „die immer ergeben das Haupt beugt, je schwerer die Last wird. — O nein, o nein! Drei Jahre habe ich's getragen, drei volle Jahre, all diese Qual, diese Verzweiflung; Reue, Sehnsucht, verzehrende Liebe, und wie all diese folternden Schlangen heißen, — länger nicht. Du hast mein Urteil gesprochen. Du liebst mich nicht mehr und — der Schatten unseres Kindes steht zwischen uns. Nach diesen Worten will ich nicht länger leben!“

„Es ist eine niedrige Drohung, die Du da ausspricht, um mich zu zwingen,“ sagte er, und so sehr er sich zwang, ein leises Schwanken ging durch seine Stimme.

„Ich drohe Dir nicht, ich will Dich nicht zwingen — ich will nicht mehr leben, wie ich gelebt habe!“ schrie sie fast auf. „Es ist der würdige Schluß an mein Leben gefügt — nichts anderes! nichts anderes! Gestorben und verdorben! Leb' wohl, Ferencz, leb' wohl und möge Dir Gott den errungenen Frieden lassen!“

Sie hatte mit einem lauten, fast wilden Aufschluchzen seine Hand ergriffen und geküßt und das Zimmer verlassen, bevor er noch ein Wort sprechen, sie durch eine Bewegung hätte hindern können. Einige Minuten blieb er still und regungslos auf seinem Plage stehen, dann, ohne sich Zeit zu nehmen, nach seinem Hute zu greifen, verließ er das Zimmer und eilte auf die Straße.

Was er wollte? Sie von dem furchtbaren Vorfall zurückhalten, den sie, das sagte ihm eine innere Stimme, noch in dieser Stunde bereit war, auszuführen. Sie hatte keinen Teil mehr an ihm, aber sie hatte ihm einst gehört, sie war sein Weib gewesen, durfte er sie zugrunde gehen lassen in der Verzweiflung dieser Stunde?

Der Wind segte durch die Straßen und trieb den Schnee und Regen vor sich her, er jagte aber auch die grauschwarzen Wolkenmassen am Horizont und ließ von Zeit zu Zeit eine hellere Stelle am Himmel frei, und bei einem solchen Sekundenlang helleren Schein glaubte er in einiger Entfernung einen dunklen Schatten an den Häusern vorbeiziehen zu sehen. Ohne sich zu besinnen, folgte er. Der Schatten kam und verschwand, wie sich die Wolken lichteten oder zusammenfloßen. Die Straße war breit und die längste des Ortes; sie führte direkt zum Flusse. So eilte er in immer rascherem Laufe dem dunklen Gegenstande nach. Da, bei einer Biegung war dieser ver-

schwunden, aber auch er hatte nach wenigen Schritten das letzte Haus erreicht; es war das Maschas. Licht schimmerte durch die Fenster, er aber hielt sich nicht auf. Jetzt stand er am Flusse, grau und formlos lag er da, wie der Himmel darüber, wie der Boden neben ihm. — Still und lauschend stand er da, alle Kraft in die Augen legend, um in dem jetzt vollständigen Dunkel einen Gegenstand zu unterscheiden. Doch nichts sah er, als formlose Finsternis und nichts unterschied er als die lärmenden Stimmen des Windes und der Wellen, die ihr wildes Spiel miteinander trieben.

„Jiona!“ rief er erst leise und dann immer lauter. Doch Wind und Wellen verschlangen den Namen.

(Fortsetzung folgt).

Ein Roman aus dem Leben

Die Rechtschuckstelle für Frauen in Frankfurt berichtet in einer sehr interessanten Broschüre, die von Ida Kirch und Dr. Anna Schulz verfaßt ist, über ihre umfangreiche und segensreiche Tätigkeit. Dabei wird unter anderm folgender Fall erzählt:

Eine Frau hat vor 1900 in einer kleinen Stadt Westfalens ihren Mann geheiratet. Aus der Ehe sind zwei Kinder vorhanden. Eines Tages wird der Mann wegen Verdachtes der Brandstiftung verhaftet und schließlich des Verbrechens überführt, zu 18 Monaten Zuchthaus verurteilt, welche Strafe er aus der Unternehmungshaft heraus direkt antreten muß. Kurze Zeit nach dem Urteil erhält die Frau mit ihren zwei Kindern den Ausweisungsbefehl nach — Rußland. Ihr Mann sei Russe, folglich sie (durch ihre Verheiratung, vor dieser war sie Reichsdeutsche) und ihre Kinder auch. Sie wird per Schub an die russische Grenze mit ihren Kindern gebracht, wo sie, der Sprache völlig fremd, zunächst sechs Wochen festgesetzt wird, um dann wieder über die deutsche Grenze per Schub abgeschoben zu werden. Dieser Fall zeigt deutlich, wie nötig eine Änderung des Staatsangehörigkeitsgesetzes, soweit es die Frauen anbelangt, ist. Sie begibt sich mit ihren Kindern zurück nach ihrer Heimatstadt, da sie dort wenigstens bekannt ist. Hier nimmt sich ein anderer Mann ihrer und ihrer beiden Kinder an, bis eines Tages wieder die Polizei erscheint und aufs neue mit zwangsweiser Entfernung der Frau droht. Da zieht das arme Weib es vor, mit ihren Kindern und dem fremden Mann freiwillig zu gehen. So durchwandern sie Holland und Belgien — stets ausgewiesen. Auf der Rückkehr von Belgien kam sie zu uns und bat, der Verzweiflung nahe, um Hilfe.

Als sie ihren Mann geheiratet hatte, glaubte sie, er sei Deutscher. Denn er hatte seiner Militärpflicht in einem deutschen Regiment genügt, auch eine militärische Übung noch als verheirateter Mann gemacht. Erst durch die Abschiebung nach Rußland nach der Beurteilung ihres Mannes hatte sie erfahren, daß sie sich über die Nationalität ihres Mannes im Irrtum befunden hatte.

Unsere sehr umfangreichen Recherchen ergaben die Wahrheit der Angaben der Frau. Wir erreichten zunächst durch den Minister Aufhebung des Ausweisungsbefehles und die Erlaubnis für die Frau an dem Orte mit ihren Kindern bleiben zu dürfen, wo sie bekannt ist und Arbeit und damit Brot für sich und ihre Kinder finden kann. Sodann haben wir die Eheanfechtungsklage erhoben. Da es sich um einen Ausländer (Russen) handelt, ist diese Ehe überhaupt nach russischem Recht ungültig, weil kein Popo die Trauung vorgenommen hat und nach deutschem Rechte (weil die Frau vor ihrer Heirat Deutsche war) anfechtbar. Das Verfahren schwebt noch.

„...Zufu Toroy spödmu tshyn isf
minimn Olomnu imomomifflun
Gochfomimnab Wolobkoffen
sok und us fort kinnu Untmshfand
omimnab.“

Eme Ojnsoll mouff' 61.

Cortailod bei Neuchâtel Villa des Prés

Töchterpensionat

Gründliches Studium der franz. Sprache. Englisch, Italienisch und Piano. Unterricht im Institut durch diplomierte Lehrerin. Gute Verpflegung und Familienleben zugesichert. Mässige Preise. Prospekte und Referenzen zu Diensten. (H 2760 N) 86

Conpadials bei Disentis Bänder Oberland vom 1. August an Bahnstation Somvix

Kurhaus und Pension Degonda Saison Ende Juni bis Ende September. — Feine Küche. Pensionspreise von Fr. 4.50 bis Fr. 5.50 (inkl. Zimmer). Sorgfältige Bedienung. Telephon im Hause. 307 H 2121 Ch Besitzer: Ph. Degonda.

Die praktische Mode

Am Meeresstrand.

Die Sehnsucht nach dem Meere ist für manche Modebame gleichbedeutend mit der Sehnsucht, Toiletten zu entfalten und Eleganz und Koetterie auf die höchste Spitze zu treiben. Aber auch die große Mehrzahl der andern, die wirklich Naturgenuss und Erholung sucht, muß sich wohl oder übel ernstlich mit der Ausstattung für die Reise ans Meer befassen, denn keine andere Reise stellt wie gerade diese so große Aufgaben an die Geschäftlichkeit und Umsicht der Damen. Als erstes nimmt man sich vor, sich mit einem sehr kleinen Toilettenbestand zu behelfen, weil das in vieler Hinsicht bequem und der Reisetasche auch zuträglich ist. Daneben aber muß der berechtigete Wunsch berücksichtigt werden, auf jeden Fall immer hübsch auszusehen, und schließlich soll man auch für

jede Laune des Wettergottes gerüstet sein. Mit ein wenig Kopfgeld bringen es die Damen denn auch fertig, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden und sowohl am Strande als auch im nassen Element der Kritik der lieben Nächsten sich furchtlos aussetzen zu können.

Dem traditionellen Marineblau und Weiß als Kostümfarben hat man jetzt sehr viel Khaki und Rot an die Seite gestellt. Neben ganz roten Toiletten liebt man Kombinationen mit Weiß, z. B. weiße Sergeröcke mit roten Jäckchen aus Serge oder Tuch mit den unerläßlichen weißen Einmontagen und herabriefelnden weichen Jabots. Wollratine, Schwammstoffe und Serge teilen sich mit



1180. Weißes Kleid aus zweierlei Stickereistoff.

1181. Collette aus creme und roter Serge mit Soutachebesatz.

1182. Sommerkleid aus weißem Voile und Frescostoff.

1183. Kleid und Häubchen aus weißem Batist für Mädchen von 3—4 Jahren.

Verkades „Waxine-Nachtlichter“

Brenndauer: 6, 8 und 10 Stunden

Ganz unübertroffen im Gebrauch. Verbürgen Sauberkeit und Sicherheit vor Gefahr. Alle Nachteile der Oel und Petroleumlichter sind total aufgehoben und deren Vorteile in diesem Artikel vereint. :: Muster gratis und fanko durch die

General-Agenten und Depositäre für die ganze Schweiz:

A. Niebergall & Cie., Basel (83 Schützenmattstrasse 83)

Boudry

(Neuchâtel). Töchterpensionat. Sprachen, Musik, Malerei, Haushaltung. Herrliche Lage. Garten. Park. Erste Referenzen. Nimmt Schölerinnen für Ferien. [167] Mme Jaquemet, Directrice.

Singers Hygienischer Zwieback

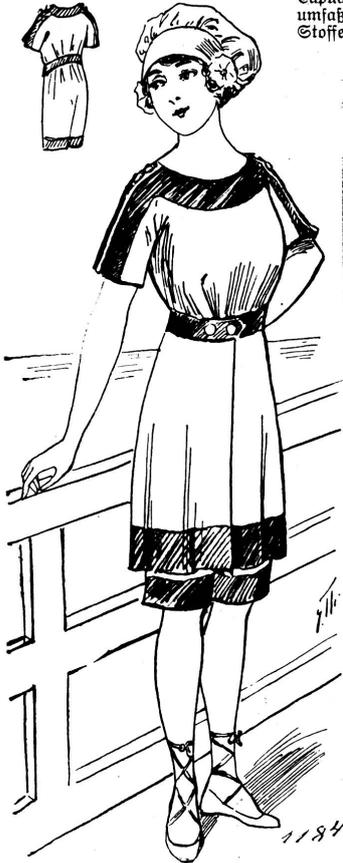
ist für Magenleidende, Kinder, Kranke und Genesende ein unentbehrliches Nahrungsmittel, dank seiner vorzüglichen Zusammensetzung. Da leicht verdaulich, äusserst nahrhaft, angenehm im Geschmack und sehr lange haltbar, ist Singers hyg. Zwieback ein Nährmittel, das seinesgleichen sucht und daher in keinem Haushalt fehlen sollte. Feinste Beigabe zu Kaffee, Thee und Schokolade.

Aerztlich empfohlen und verordnet. Wo kein Depot, direkter Versand an Private ab Fabrik. Verlangen Sie bitte unsere illustrierte Preisliste.

**Schweiz. Bretzel- und Zwieback-Fabrik
Ch. Singer, Basel.**

315

Leinen und Stickerstoffen in die allgemeine Beliebtheit. Mandarinengelbe und grüne Aufschläge beleben das immer überwiegende weiße Toilettenbild am Strande. Fast unerlässlich für die rauhen Tage sind die modernen Sportjacks aus weichem Woltricot mit ihrem neuen feinen Schnitt und dem kleblamen, grell abtiefenden Kragen, den man je nach dem Leint in Orangegebl, Kirichrot, Grasgrün, Ala oder Blau wählt. Die dazu gehörige kofette Zipfelmütze oder der turbanartig gefühlungene Wollschal umrahmen mit einem gleichfarbigen Rand schmeichlerisch das Gesicht. Am Nachmittag zur Strandpromenade bei den Klängen der Musik feiern die weißen Spitzenkleider mit farbigem Taffetband und die indischen, mit feinen Blumenbuletts gestickten Musselinkleider Triumphe. Weiße Leinenröcke mit breiten japanischen Stidereien werden ebenso oft mit weissen Leinen- als mit bunten Seidenjäckchen zusammengestellt. Am Abend tritt naturgemäß der elegante Mantel seine wichtige Rolle an. Je nach der Stärke und Richtung des Windes wählt die Modedame eine der Formen aus, die in Paris als maroffanischer Burnus, als Trianonumhang oder als Nécamier-Capuchon zum Dasein erstanden sind. Jede dieser Formen umfasst wieder ein ganzes Kapitel an verschiedenartigen Stoffen und passend abgestimmten Besätzen. Charakteristisch für die Mode sind die echt oder imitiert auftretenden Capuchons und die Art, wie man die Mäntel materisch zusammenhält, da bei ihnen von einem richtig funktionierenden Verschluss keine Rede ist. N. L.



1184. Badeanzug aus roter Serge mit dunkelblauem Besatz für Damen.



1185. Badeanzug aus weisser Serge mit roten Blenden für Mädchen von 13—15 Jahren.



1186. Badeanzug aus gemustertem Perkal für Mädchen von 5—7 Jahren.

1180, 1181 und 1182. Drei Strandtoiletten für Damen. Für das weiße Stickerkleid verarbeitet man einen in Streifen gestickten Stoff und einen mit großem gestickten Fondmuster. Die Toilette wird auf einem rosa Unterkleid getragen. — Creme farbiger und hochroter Wollstoff bildet das Material des danebenstehenden Kleides, das mit roter Soutache, an deren Stelle auch

einfache Stiderei treten kann, verziert ist. Der rote Stoff ergibt die Ärmel und den schmalen Vorstoß an Rock und Bluse. Gürtel mit gelben Metallringen, durch welche creme Seidenband geschlungen ist. — Das in der Form sehr einfache und schicke Kleid der sitzenden Dame besteht aus Dreibahnrock mit Ansatstreifen aus rauhem Wollstoff, der auch die als Jäckchen zu tragende Schoßbluse ergibt. Ein weisses Wollstragen mit blau und weissem Vörtchenabschluss nebst blauem Saugürtel vervollständigen den Anzug.

1183. Kleid und Strandhäubchen für kleine Mädchen. Der Kasse mit angeschnittenen Ärmeln aus Stidereistoff ist der Hänger, der durch eine farbige Schärpe zusammengehalten wird, angekraust. Für das Häubchen verwendet man feinen weissen Baist und Stiderezwickel, dem sich als Abschluss ein plüschter Baiststreifen anschließt.

1184, 1185 und 1186. Drei Badeanzüge. Der erste, für Damen bestimmte Badeanzug besteht aus Bluse mit fest angearbeiteter Hose und abknöpfbarem Schoß. Der Anzug wird auf der Schulter, der Schoß vorn geschlossen. — Der Anzug für Mädchen von 13—15 Jahren ist mit kurzen eingesetzten Ärmeln und einem breiten Matrosenkragen versehen. Der Schluss des Anzugs ist vorn. — Der kleine Badeanzug aus gemustertem Perkal zeigt frauses Blüschen mit fest angearbeitetem Kumpbüschchen. Blendensatz aus glattem Perkal in Farbzig oder Weiss.

1161. Mantel für Mädchen von 5—7 Jahren. Der lose Mantel hat im Rücken einen geraden Mittelteil. Großer Matrosenkragen aus dunkelblauem Stoff mit schmalen weissen Blenden, ebensolche Ärmelaufschläge. Weiße Perlmutterknöpfe.



1161. Mantel aus weissem Cheviot mit blauem Matrosenkragen für Mädchen von 5—7 Jahren.



Schnittmuster zu sämtlichen Abbildungen, in den Normalgrößen 44 und 46, für Kinder in den angegebenen Alterstufen, sind zum Preise von je 40 Cts. durch unsere Geschäftsstelle zu beziehen.

MILKA
VELMA
NOISETTINE

Suchard's

BELIEBTE
ESS-CHOCOLADEN



Blätter für den häuslichen Kreis

Du geisch vrby!

Mängjch drückt mi ds Härz so schwär,
Und doch dunkt's mi geng so läär,
s'mahnt mi a-n-es usbrönn't's Hüus,
Alli Freud isch g'wiche druus.

S'isch mr gange-n-i dür ds Säld,
d'Sunne lueg so müed i d'Wält.
d'Rose lüchtl nid wie jüsch
Süürig rot und läbesfrüsch.

Bin i duss im grüne Wald,
Sröftlet's mi, so bald, so bald.

s'chunnt mr vor dr Vogelsgang,
Heigi ganz e-n-andre Klang.

s'dunkt mi ds Stärnli glänz nid häll,
Und de Bach lauf nümme schnäll
ds Härz mahnt hübschli i de Bruft:
„Alles isch voll Freud und Luft.“

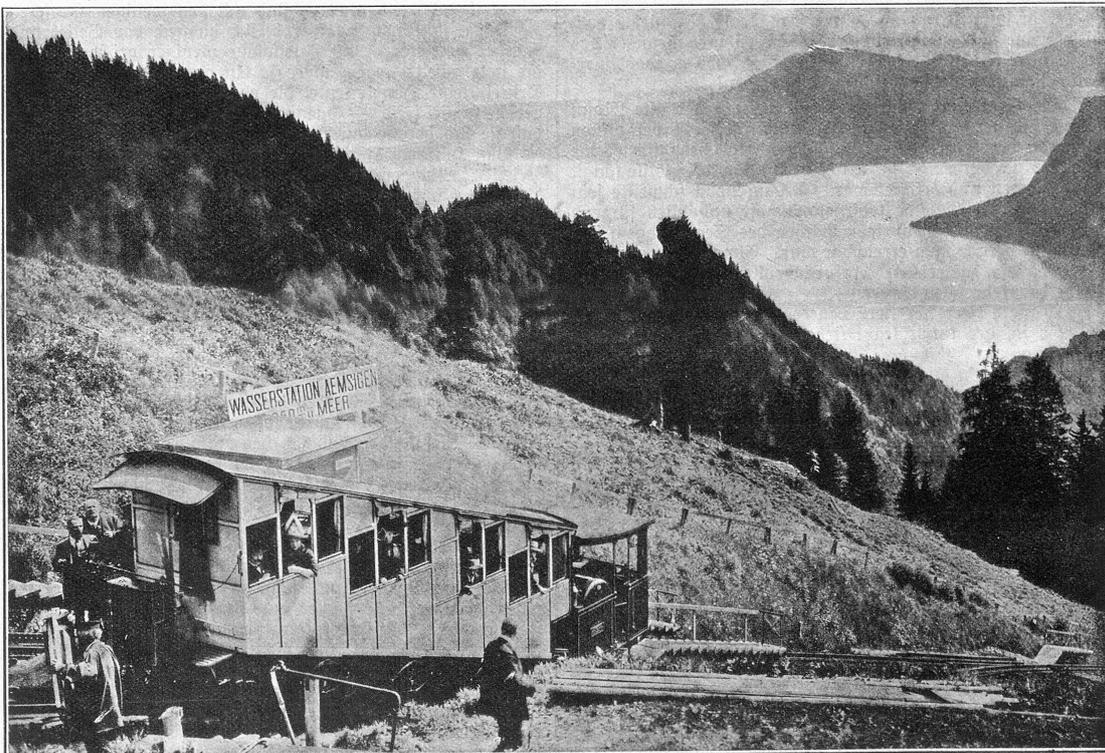
D'Sunne glüht so viel sie ma,
d'Rose lacht eim lieblech a
Und dr herrlecht ufenthalt,
Isch und blybt dr Cannewald.

Ds Vögeli iebt geng no y,
Mängi schöni Melodie.
Ds Stärnli glänzt i dunkler Nacht,
I fyr alte gwohnte Pracht.

Ds Bächli wo dür d'Matte springt
Murmlet lujchtig, ruuscht und singt.

Äber du lungjch nah-di-nah,
Alls mit müede-n-Auge-n-a.

E. Wüthrich.



Pilatusbahn. — Wasserstation Aemfigen mit herrlichem Blick über den Vierwaldstättersee.

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Grad.

1

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Und nun, lieber Kooperator*, gehabt Euch wohl! Guten Mut und guten Weg. Es ist jaust nicht so leicht, was Euer wartet, und besonders Euch, der Ihr aus dem Norden kommt, mag mancherlei fremd erscheinen. Aber: hart die Pflicht, süß der Lohn! Und was ich Euch gesagt habe, nehmt es nicht zu leicht, Ihr müchtet sonst üble Erfahrungen machen; und nehmts auch nicht zu schwer — eben gerade so, wie es verdient genommen zu werden. Unsere Bauern sind ein hartköpfiges Volk, und es ist nicht schlecht, wenn man sie manchmal diese harten Köpfe aneinander reiben und stoßen läßt.

Der alte Pfarrer rückte das schwarze Käppchen auf dem schlohweißen Haupte hin und her und deutete dann auf die Stirn.

Da gings ja wohl noch; aber die Untertanen, die Untertanen!

Schmerzlich lächelnd wies er mit dem Krückstock, der neben ihm an dem behaglichen Lehnstuhl stand, auf die dick verwickelten, geschwollenen Beine.

Der junge, neu gekommene Hilfskooperator machte eine proteftierende Bewegung und sagte einige tröstende Worte. Aber der Greis schüttelte den Kopf.

Laßt es nur sein, mein Vieber. Dafür ist eben kein Kraut gewachsen. Mein Liebel sind ja wohl die Siebzig, die ich auf dem Buckel habe. Nun, wie es dem lieben Herrgott gefällt. Mag er den Laden schließen, das Hauptbuch ist in Ordnung. Und nun Gott befohlen, Gott befohlen!

Lange sah der alte Pfarrer der schlanken Gestalt nach, die mit jugendlich elastischen Schritten die Landstraße hinaus dem Walde zuschritt, um sich im nächsten Dorfe ein wenig bekannt zu machen. In lebhaftem Feuer glänzten des Greises Augen.

Sehr jung ist er noch — und sehr ideal! Da giebt's noch viele kleine und endlich ein großes Begräbnis, wenn er das letzte, beste seiner Ideale zu Grabe trägt. Ob er wohl hierher passen mag? Wird sich ja wohl finden!

Die Septembersonne schien warm, und der alte Mann konnte sich gern in ihren Strahlen. Er saß auf der offenen Veranda des Pfarrhauses und schmauchte behaglich seine Pfeife. Auch dann noch behielt er sie im Munde, als sie längst ausgegangen und erkaltet war. Gedankenvoll schweifte sein Auge über die liebliche Gbirgslandschaft und blieb sinnend auf dem blinkenden, silbrigen Etschen des Sees hängen, das dem Blick gerade noch erreichbar war. Etwas zerstreut erwiderte er die zahlreichen, ehrfurchtsvollen Grüße der vom Felde heimkehrenden Bauern.

A guata Herr, der Herr Pfarrer!

Ja ja, der kommt leicht lieber no a paar Jahrln a so mitmacha.

Mir kunnt'n guat brauch'a!

Haft'n neuen Kooperator z'erscht gsehn? Auf Neuammung hintere is er ganga. Du, dös is dir a feiner!

A Preiß is er!

Die kurze, barsche Erwiderung des derben Burschen klang nicht eben sehr lebenswürdig. Eine Welt von Geringschätzung lag in den wenigen Worten. —

Indessen steuerte der „Preuß“ wohlgenut dem Dörfchen zu, dessen seltsam geformter Kirchturm von Zeit zu Zeit freundlich im Sonnenlicht herübergrüßte, so oft der schöne Wald, durch den die gute Straße zog, einen Ausblick gewährte. Aufmerksam beobachteten die klugen, braunen Augen des auffallend hübschen Mannes alles, auch das geringste um und neben sich. Beinahe hätte sein Fuß einen grünen Käfer zertreten, der nun hilflos auf dem Rücken zappelte. Er beugte sich hinunter, nahm ihn in die Hand und besah sich den vielbeinigen Burschen erst ganz genau, bevor er ihn sorgfältig auf eins der saftigen Lattichblätter setzte, die üppig am Straßenrande wucherten. Mit kindlicher Freude bemerkte er

* Pfarrvitar.

eine Hecke voll Brombeeren und machte sich behaglich daran, die schwarzen Früchte zu verzehren. Und dort leuchtete ein Büschel herrlicher Glockenblumen! Mit einem Satz war er den kleinen Abhang hinauf und hatte sie gepflückt.

Er schwang die Blumen in der Hand und zog fröhlich vor sich hinstummend seine Straße weiter. Aus dem Summen wurde allmählich ein Singen, und zu den Tönen gesellten sich Worte. Deutlich klang es weithin: „Lindenwirtin, du junge!“ Ein Studentenlied! Wenn das eins der neuen Gemeindefinder hörte!

Da, an der Lichtung stand ein Feldkreuz. Es war aus glattem Holz; eine geschnitzte Rosenranke, an der weder Blüten noch Dornen fehlten, schlang sich darum. Langsam ging er darauf zu und steckte die Glockenblumen in das schmutzige Halbliterglas, das eine gutmeinende Seele, mehr fromm als geschmackvoll, mit plumpen Gartenblumen gefüllt hatte. Erst war es das, wenn auch grob, so doch durchaus künstlerisch ausgeführte Blumengewinde, das seine Aufmerksamkeit erregte. Nun blieb sein in der Hauptstadt geübtes Auge entzückt und überrascht an der Marienstatue haften, die in Halbmeterhöhe eine Nische in der Mitte des Kreuzes einnahm. Dieser Zug edeln, wahren Schmerzes im Antlitz der Himmelsmutter! Unwillkürlich faltete Hilarius die Hände wie zum Gebet, das wohl mehr der Gottheit Kunst als der Heiligen galt. Sorgfältig studierte er dann das Ganze. Wie war es in der Ausführung, wie in der Idee so weit abweichend von der landläufigen Art dieser Arbeiten! Dann fiel ihm ein, gehört zu haben, daß sich die Dorfbewohner da unten meist durch Holzschnitzerei ernährten. Er schickte sich wieder zum Gehen an und schritt rascher aus, da sich sein Interesse an den Leuten nun gesteigert hatte.

Fast in jedem Hause von Neuammung wird geschnitzt. Im Sommer wenig, im Winter, der meist streng und lang ist, desto mehr. Ab und zu kommen Händler und kaufen die teilweise wirklich wertvollen und kunstvollen Schnitzereien um einen Spottpreis auf, mit denen sie dann selbst die besten Geschäfte machen. Die Leute abseits vom Weltgetriebe — denn bis zu dem abgelegenen Orte erstreckt sich das weitverzweigte Eisenbahnnetz noch nicht — sind mit den wenigen Großen zufrieden, ja einige sogar froh, sich dadurch vor Bettel und Hunger zu retten. Mit Ausnahme weniger größerer Höfe, die stolz abseits liegen, ist es ja ein armes Dorf! Fast zwei Drittel kleine Häuslerleute, die eben den armseligen Hütten gerade so viel Feld — sogenannte „Hungerfleckeln“ — haben, daß sie sich gerade durchbringen können.

Von Hütte zu Hütte, von Haus zu Haus ging der junge Priester. Nachdem er sich einigemal die Stirn empfindlich an die Balken angestoßen hatte, bückte er sich tief, wenn er über eine der ausgetretenen Schwellen trat. Mehr oder minder stumpf und mißtraulich begegneten ihm alle Leute. Viele Häuser waren ganz verschlossen, wo die Bewohner noch draußen im Felde arbeiteten. Aus einer armseligen Hütte, die vollkommen verlassen zu sein schien, tönte das klägliche, durchdringende Schreien eines kleinen Kindes. Er umkreifte das einzelnstehende Haus, um zu sehen, ob dem niemand nahe sei; dann wandte er sich endlich an eine Reißig tragende Frau, die ihn stumpf anglokte und sein Begehren und Fragen nicht verstand. Endlich hatte er schon einen Fuß gehoben, um durch ein offenkundiges winziges Fenster auf der Rückseite einzusteigen und sich des verlassenem Wesens anzunehmen. War ihm auch das „wie“ noch dunkel, der Wille war da. Da fielen ihm plötzlich die Ermahnungen des Pfarrers ein. Wie rasch hatte der sein inneres Wesen erkannt! Halb widerstrebend zog er das Bein wieder zurück. So jämmerlich wie vorher schrie das Kind auch schon nicht mehr, und endlich verstummte es ganz. Das kleine Geschöpf mochte es schon so gewohnt sein und sich einen gewissen unbewußten philosophischen Gleichmut angeeignet haben. Wer konnte wissen, wie es erst später kommen mochte; auf Rosen würde das Häuslerkind auch dann nicht gebettet sein.

Fast bei jedem blieb der junge Geistliche stehen, und seine klugen, frischen Augen glänzten im Eifer. Auch dem kleinsten und schmutzigsten Kinde legte er einen Augenblick die Hand auf den Kopf.

Da neu Kooperator!

A scheener Herr, a feiner!

Oft hörte er, was für Urteile die Leute, die ihm neugierig

nachhaken, fällten. Meistens aber verstand er den ihm ungewohnten Dialekt der Bauern nicht, oder höchstens dem Sinn nach. Nachdem er noch weiter, nicht eben mit großem Erfolg, versuchte hatte, Bekanntschaften zu machen, schritt er etwas bedrückt dem Dorfende zu. Die Straße, die sich jetzt senkte, vertiefte sich bald zu einem von hohen Böschungen eingefassten Hohlweg. Auf der rechten Seite oben lag ein ganz ansehnliches, aber vollkommen vernachlässigtes Haus, dessen verfallne Wände auf der Seite nach dem Obstgarten zu von Balken gestützt waren. Ein sorgfältig geschnitztes sogenanntes „Schneedachl“ über der Haustür, an deren Seiten sich flassende Maueraprünge kreuzten, fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit. Ganz still und verlassen lag das Gebäude da, kein Laut, nicht einmal das Gackern von Hühnern war zu hören. Eine schwarze abgemagerte Kaze mit gekrümmtem Rücken und funkelnden Augen schlich über die moosbewachsenen morschen Bretter, die den kleinen Reifischuppen deckten. Der Geistliche konnte es nicht unterlassen, sich dem Hause zu nähern. Er umging es durch den Grasgarten; die hintere Tür stand weit offen. Das erste Geräusch, das er hörte, war ein harter, trockener Husten. Das kannte er! Kannte es von vielen, vielen Krankenbetten, hinter denen das Gespenst des Senfemannes, die Sanduhr in der Hand, gelauert und die dünnen Knochenarme ausgebreitet hatte, den Armen, Gehezten zu umfassen. Wenn es einmal so ist, dann kann Einer den Sarg bestellen! Er trat zu dem niedrigen Fenster und versuchte hineinzusehen; die blinden Scheiben erschwerten es ihm, aber mit Hilfe des hellen Lichts, das von der entgegengesetzten Seite hereinfiel, konnte er eine Gestalt in einem Bette unterscheiden. Ueber den Kopf und um das halbe Gesicht war ein Tuch gebunden, wachsgelbe Hände lagen gefaltet auf dem rot und weiß gewürfelten Deckbett. Jetzt hörte er ein deutliches Stöhnen und Lechzen; abermals ein krampfhafter Hustenanfall. Dann rang es sich rauh und rasselnd aus der gequälten Brust:

Sepp! A Wasser — a Wasser!

Er konnte jedes Wort verstehen. Nichts rührte und regte sich, aber das Husten dauerte ununterbrochen fort. Diesesmal zögerte Hilarius nicht mehr. Rasch trat er in das Haus und in die ziemlich geräumige Stube, in der sogar gegen alles Bauernherkommen ein Fenster offen stand und dadurch eine ganz gute Luft herrschte. Eine Frau lag da, aber todkrank! Es ist niemand da — kann ich Euch helfen?

A Wasser!

Der verbundene Kopf mit dem verfallnen Gesicht wandte sich ein wenig zur Seite. Die Backenknochen, auf denen die Kirchhofrosen in brennendroten Flecken glühten, und die spitze Nase traten scharf hervor. Ohne langes Besinnen griff er nach einer auf dem Tisch stehenden bunten Tasse und füllte sie eilig draußen am laufenden Brunnen. Mit geübtem Griff stützte er die Kranke im Rücken und ließ sie trinken. Die heißen Fieberlippen sogten gierig das erquickende Maß ein. Schwach, mit geschlossenen Augen, aber mit einem Seufzer der Erleichterung sank die Frau in das gewürfelte Kissen, dem ein hartes Polster untergeschoben war, zurück. Der junge Seelsorger betrachtete mit wachsender Teilnahme die so verlassen scheinende Kranke. In dem Zimmer, das nicht wie das Haus das Gepräge des Verfalls trug, herrschte leidliche Ordnung. Der Fußboden schien gescheuert zu sein, und das gestückte Bettzeug der Kranken war sauber. Von Geräth war wenig zu sehen, aber an dem einen Fenster stand eine Schmitz- und Drehbank, und dazugehöriges Handwerkszeug lag dabei. Allerlei Holz und angefangene Schnitzarbeiten standen in der Ecke herum. Eine Art Säule mit einem von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian stand von der hellen Abendsonne beleuchtet an der Wand. Hilarius beugte sich weit vor. Ein wahres Meisterwerk! Der ergreifende Ausdruck in dem Leidensantlitz des Märtyrers mahnte an den in dem Gesichte der Maria am Wegkreuz. In dem gemarterten Körper schienen noch die eben überstandenen übermenschlichen Qualen nachzugittern. Ein schauerliches und dennoch erhabnes Bild! Wie tief durchdrungen von der Kraft des Glaubens und dem Werte der Religion mußte der Schöpfer dieses Werks sein!

Jetzt da schau her! Der tuat sich amal leicht!

Auf der Schwelle stand eine sonderbare Gestalt. Lang und hager, in seltsam zusammengefloppter Kleidung, den

etwas schief gewachsenen Kopf mit einer durchaus nicht landesüblichen Zispelmütze bedeckt, reckte sich der Mann mit drolliger Bewegung in die Höhe.

Jetzt sag i nix mehr! A Geistlinger beim Lattenhofer Sepp! Bei mir a Geistlinger!

Dann brach er in ein rauhes, schallendes Gelächter aus, sodaß die Kranke zusammensuckte und einen Augenblick die fieberglänzenden Augen öffnete.

Ich kam zufällig vorüber, und das Husten und Stöhnen der Kranken, die nach Wasser verlangte, drang bis nach außen. Da die Tür offen stand, alles so verlassen und kein Mensch in der Nähe war, meinte ich doch wenigstens versuchen zu müssen, ob ich nicht helfen könnte.

Ja, was habts denn nachher tan?

Höhnisch fragte der Bauer es über die Schulter herüber.

Ich habe ihr zu trinken gegeben.

Einfach und warm klangen die paar Worte.

Etwas weniger mißtrauisch musterte der Sepp den Seelsorger.

No — habts brav bet, daß d' arme Seel net ganz schnurgrad in d' Höll abi fährt?

Hilarius fühlte den Hohn mehr, als er die Worte verstand.

Sie ist sehr krank!

Dös hab i eh scho gwißt.

Habt Ihr denn keinen Arzt?

Moants ös an Dohta! Na na — i brauch dös Blichter net, grad so weni wie — ich Euch brauche, wollte er ohne Zweifel sagen.

Aber der ruhige, sanfte Blick des Priesters verhinderte ihn doch, die Beleidigung auszusprechen.

I woaß eh, was ihr fehlt. Da is halt nix z' macha!

Wißt Ihr denn das gar so gewiß?

Der Lattenhofer hatte sich auf den Bettrand gesetzt und die abgekehrten Hände seiner Frau gefaßt. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines verhärteten Schmerzes und einer Ruhe, die allein lange Gewohnheit giebt. Halb abwesend murmelte er dann vor sich hin: Aus werds, aus werds! Der Leib wird hohl, d' Lungl fällt durch. Nachts nimmer lang!

Er nahm ein rotweißes Taschentuch und wischte den Schweiß von der wächsernen Stirn der Kranken. Dann suchte er die Schultern, entledigte sich seines Rocks und setzte sich, ohne sich weiter um den Geistlichen zu kümmern, an seine Schnitzarbeit.

Es war still im Zimmer; einige Fliegen brummten, und von der Dorfstraße tönte das Brüllen des Viehes, das Schwagen und Lachen der Kinder herein.

Habt Ihr auch das Marienkreuz da drüben gemacht?

Sepp drehte sich überrascht um; er hatte die Unterhaltung mit dem Eindringling für beendet gehalten. Daß der noch da war!

Wohl wohl!

Und hier, den heiligen Sebastian? Ihr seid ein Künstler, Sepp!

Was bin i? A Künstler, Tua i ebba seiltanzen und Affen tressieren? Wanns glaubts, i laß mi frozzeln von oan, wie Des oaner seids, dann schneidts Ent.

Dann fuhr er auf, seine Stimme klang grollend und drohend.

I hab Ent net grufen und net gladen; i brauch Ent net und Ihr mi net. Laßt mir mein Fried und da Marie a ruhigs Sterbn.

Ein wenig wich Hilarius doch vor dem großen Manne, der, das Schnitzmesser in der erhobnen Hand, vor ihn getreten war, zurück, so unheimlich starrten die kleinen Augen mit ihrer unbestimmten Farbe in dem bartlosen, von tausend Falten bedeckten Gesichte. Aber es war nur ein Augenblick.

Ihr seid sehr unglücklich, und das macht Euch bitter. Noch einmal — kann ich Euch nicht helfen?

Ja, wann Ihr d' Gricht er ablaufen täts und von oan zum andern betteln gehats, daß 's oan wenigstens net außschmeißn, von Gricht zwegn außschmeißn ausm eignen Häufel, weils baufällig wear! Baufällig! Ha! Dös halt no mehr aus, als wie dös arme bißl Leben da, und dös bißl, was i no davon brauch! Die verfluachte Baukommission! Da Teufi folls holen! I woaß 's sehm besser als die da, mit dene gschneiten Köpf. Nachher bräucht i net immer furt und alle-



Die Königin von England besichtigt bei einem englischen Regimente Sanitätszelle und deren Einrichtung.

**Die Radfern-
fahrt Mün-
chen-Zürich,**
veranstaltet
vom Schwei-
zerischen Rad-
fahrerbund,
hatte teilweise
unter ungün-
stigen Fahr-
verhältnissen
zu leiden.

Morgens
punkt 3 Uhr
starteten in
München 16
Schweizer und
17 Deutsche.
Die Fahrer
hatten unter-
wegs gegen
heftigen Ge-
genwind und
Regenschauer
zu kämpfen,
wozu sich noch
aufgeweichte
Straßen ge-
fellen, so daß
bergab sehr
vorsichtig ge-
fahren werden
mußte. Da in
der Gegend
von Ramsen
große Höhen-
differenzen auf
kurze Strecken
zu überwin-
den waren und
die deutschen
Teilnehmer



Paul Suter von Zürich am Ziel.



Die deutschen Teilnehmer gehen als Gruppe durchs Ziel.

anscheinend
nicht so geübt
waren, fielen
dieselben mehr
und mehr zu-
rück und es
gingen nach
12 Stunden
28 Minuten
und 48 Se-
kunden als
erster Paul
Suter (siehe
Bild) u. 5 Se-
kunden später
Chopard von
Biel durchs
Ziel. 3. wurde
Widmer von
Genf; 4. Schen-
kel (Leipzig);
5. Aberger
(Berlin);
6. Grandjean
(Travers); 7.
Hädicke (Ber-
lin); 8. Franz
Suter (Zürich);
9. Med, Dii-
feldorf; 10.
Mergenthaler
(Stuttgart);
11. Stievert
(Berlin); 12.
Gall (Augs-
burg); 13. Pier-
riere (Genf);
14. Fischer
(Grenchen);
15. Rheinwald
Genf; 16. Ber-
feli (Marau).

weil auf d' Grichte, und d' Marie so ganz alloanig lassen, bis 's mir amol stirbt derweilen. Und wenn 's halt nachher a no brav Geld herchaffen tat's, nacha kunnt mir schon gholfen werden!"

Erstaunt streifte des Geistlichen Blick die Schnitzereien.

"Ihr habt Nahrungsorgen?"

"Na ja, wie ma's halt nimmt, mi r brauchet viel, aber — dös ander geht Sahner nigen an."

Ein scheuer, feindseliger Blick traf Hilarius, der ihn aber ruhig aushielt und keine Miene machte, das Haus zu verlassen.

"Ihr gebt, höre ich, Eure Sachen den Händlern. Warum verkauft Ihr sie nicht aus freier Hand? Ihr könntet dabei doch ganz andere Geschäfte machen; die Unterhändler und Mittelsleute übervorteilen Euch."

"'s hats noch nia oana anderscht gmacht!"

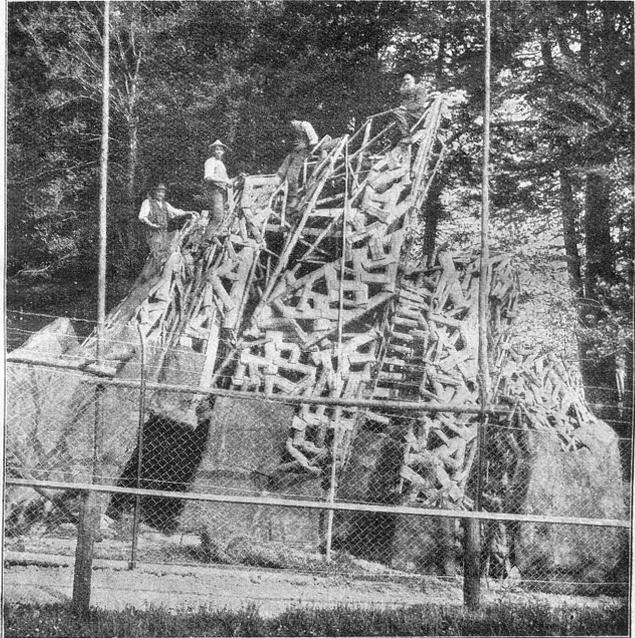
Der Geistliche schüttelte den Kopf. — Immer und überall dasselbe beim Landvolk, ob Süd oder Nord. Immer dasselbe zähe Festhalten am Althergebrachten.

"Ihr habt Sorgen und Kummer, auch aufer denen, die Euch Euer krankes Weib und das alte, baufällige Haus da bereiten; ich dränge mich nicht ein in Eure Geheimnisse, aber d e n Trost, den ich Euch geben kann, will ich doch auch spenden. Der liebe Gott im Himmel —

"Laßt mir an Fried, sag i! — Hab no nia gmerkt, daß sich da liabe Herrgott um an Latten-sepp kümmert hätt. Fragts nur 'n alten Pfarrer, wer da Sepp is. Der laßt mi schon lang gehn und i an Herrn Pfarrer!"

"Und so lebt Ihr dahin ohne Frieden und Glauben? Ihr, der Ihr die göttlichen Gestalten wiedergebt in einer Vollendung, wie ich es noch nie gesehen habe? Das kann doch nur wahre Empfindung ganz allein. Und immerzu schnitzt Ihr Christus oder die Heiligen, und dabei die Hölle im Herzen? Ja, Mann, warum denn dann nicht lieber weltliche und Sputzgestalten?"

"So? Kann ma dös a? Dös muag i amal probiern", sagte der Bauer höhnisch, „i hab sonst nix wie höchstens no Viecher gmacht.“ Und dann nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

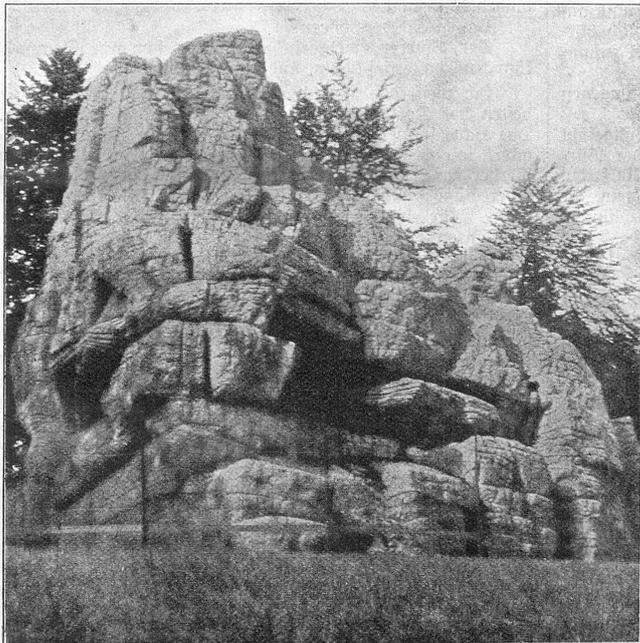


„Geltens, ös seids der neue Kooperator? Hab schon davon reden hören. Zeht mir is eh gleich, mi gehts weiter nix an. Ihr seids a Preiß?“

Der andere nickte.

„Werds Ent hart tun, Herr!“ Er lachte wieder höhnisch. „Sind net besteht, de Preißer, bei uns. Und nacha die Sprach, die damische! Grad wie a Buch! Zeht i verftehs a bißl besser; i kenn mi aus in dera fremdländischen Sprach.“

„Woher denn?“ „Ja mein — im Gängnis bin ich halt mit an Preißer gessen. (Fortsetzung umstehend.)“



Künstliche Felsen.

Oberes Bild: Neu zu erstellender Gensenfelsen in St. Gallen.

Unteres Bild: Künstlicher Steinbockfelsen in St. Gallen.

Um dem Stadtbewohner die immer seltener werdende Tierwelt vor Augen zu führen, geht man in vielen Städten zur Anlage von Tiergärten mit natürlichen Lebensbedingungen über. Während in den älteren Tiergärten die Bewohner in Käfigen und vergitterten Häusern ein freudenloses Dasein fristen, wird in den neueren Anlagen die Umgebung der Heimat des Tieres so viel wie möglich angepaßt. Bahnbrechend in dieser Art war Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg, wo man glaubt, sich mitten unter den Tieren zu befinden und doch trennen breite Gräben oder sonstige natürliche Abschlässe den Besucher von den gefährlichen Tieren. Der Erbauer der Felsen in St. Gallen ist der bekannte Bildhauer Urs Eggenschwyler in Zürich, der im Hagenbeck'schen Tierpark die künstlichen Felsen schuf. Das ganze wird in Holz aufgebaut, mit Dachpappe und nachher mit Drahtgeflecht überzogen, mit Zement überkleidet und felsähnlich geformt. — Neuerdings geht auch die Stadt Berlin daran, unter Leitung des weltbekannten Tierzüchters Hagenbeck einen Park für Tiere zu schaffen, in dem ihre Gefangenschaft dem Besucher kaum auffallen wird.

Er sicherte unheimlich vor sich hin. — Vom Fenster her wehte es kalt herein. Es mußte der Seewind sein, von dem der Kooperator gehört hatte. Die Frau im Bett stöhnte auf und kämpfte mit dem Atem, der sich schwer und pfeifend der kranken Brust entrang. Unwillkürlich machte der junge Seelsofger eine Bewegung gegen das Bett.

Laßt's sein, Herr! Sein lassen sollt' Ihrs, sag'!

Zornig und drohend rief es der Sepp.

Nur sehr widerstrebend und betrübt zurückschauend verließ Hilarius das verfallne Haus. Mit gesenktem Kopf, tief in Gedanken verloren, ging er heimwärts.

Forschend ruhte das kluge Auge des alten Pfarrherrn auf ihm, aber viele Frage stellte er nicht mehr an den neuen Amtsbruder. Bis spät in die Nacht leuchtete dessen Lampe weit in das Dunkel hinaus und zog die Falter an, deren plumpe Leiber mit hastigem Flügelschlag gegen die grüne Glöde stießen. Hilarius schrieb; sein Brief trug die Adresse eines befreundeten Professors vom Kunstgewerbe in der Hauptstadt.

Zweites Kapitel.

Er hatte zum ersten Male gepredigt. Die Kirche war zum Erdrücken voll gewesen, denn wer nicht aus Frömmigkeit gekommen war, den hatte die Neugierde hergetrieben; bis aus den entlegensten Orten und Dörfern, die der Gemeinde angehören, waren sie gekommen; groß und klein, Weiber und Männer.

Da Preiß predigt heut!

Langsam und laut, klar und eindringlich, für jeden verständlich hatte der junge Kooperator gesprochen. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Nicht einer, der etwas hätte sagen können gegen Inhalt und Form. Und alle hatten jedes Wort des damischen Preißes sogar wirklich verstanden. Die Weiber steckten noch lange die Köpfe zusammen, flüsternten sich gegenseitig zu, wie schön der „Neue“ wäre und suchten nach passenden Vergleichen.

Wia da heilige Bonifacius in da Marterkapellen am Berg droben!

„Wia da liabe Herrgott selber“, wisperte eine blutjunge Dirne einer Kameradin zu. Am Kirchplatz standen die Burschen, beim Kronenwirt saßen die Bauern, und alle tauschten ihre Meinungen aus.

„A Fescher ist er! Und dös von der göttlichen und der menschlichen Liab und Hilf, was er glagt hat, is net zwider!“ Der Kramerjackel meinte so; das „Dorfsicht“, der auf und auf der erste in der Schule gewesen war. Einige feindsich blickende Burschen rotteten sich abseits zu einem Knäuel zusammen; A Preiß is er halt do!

„Na, na, schön wars! Da laßt si gar nigen dagegen sag'n!“

Gewichtig sprach es der dicke Hofmeier, im Vollgefühl der absoluten Maßgeblichkeit seiner Ansicht. Er, der Bürgermeister von Stading, das will was heißen! Die fetten Hände spielten mit den Talern und andern Anhängseln, die an der mächtigen goldenen Uhrkette über der geblühten Weste mit den eingewebten Seidenblumen hingen.

„Laßt si nigen sag'n! Hätt's net a so denkt z'eracht! Damit basta.“

Der Hofmeier hat gemeint, der Bürgermeister hat gesagt — des neuen Kooperators Stellung war fürs erste gemacht.

Drinne in der geräumigen, hellen Stube, durch deren ephenumspinnene Fenster die Sonne hinein schien, saßen der alte Pfarrer und sein Hilfskooperator beim reichlichen Mittagsmahl. Beide waren wohl gelaunt. Der Alte fühlte sich durch das wider Erwarten wohl gelungene erste Debüt des jungen Amtsgehilfen sehr erleichtert. Dieser spürte festern Boden unter den Füßen, und schon tauchten ihm eine Menge Pläne, seine jugendlichen philanthropischen Ideen zu verwirklichen, in Kopf und Herzen auf und wuchsen und gediehen wie üppige tropische Gewächse in Treibhausluft. Wenn er mit der Hand seine Brusttafche streifte, knisterte darin ein wichtiger Brief. Der Professor teilte ihm mit, daß er demnächst einen Fachmann zur Beschäftigung und unter Umständen zum Anlauf der gerühmten Holzschmiedereien herfinden wollte. Schon wollte er nach dem Schriftstück, dessen Inhalt ihn so erfreut hatte, greifen und damit den Pfarrer über-

raschen. Eine vollkommen neue, für die armen Leute ausgiebige Industrie mußte das werden und vielen Wohlstand und Segen bringen, die jetzt ihr Leben nur kümmerlich fristeten. Er wußte selbst nicht, was ihn im letzten Augenblick dann doch noch abhielt, die Sache dem Pfarrer mitzuteilen. Später vielleicht, jetzt wird es noch verfrüht sein, dachte er. Aber über den Lattenhofer Sepp mußte er etwas erfahren.

Er schenkte dem Pfarrer das Glas wieder voll, und als die Christine abgeräumt und das Zimmer verlassen hatte, holte er auch noch des Pfarrers Pfeife und setzte sie in Brand.

Das ist ein prächtiges Feldkreuz, das am Wege nach Neuamming steht. Ein wirklicher Künstler in seiner Art, der es gemacht hat!

Der Lattenhofer Sepp! Ja, der kanns; das ist wohl der beste weit und breit. Ihr kennt ihn wohl schon, Hilarius, oder doch vom Hörensagen?

Hilarius wurde rot wie ein junges Mädchen. Dann aber erzählte er, was er alles bei seinem ersten Besuch dort erlebt hatte. Der Pfarrer lauschte aufmerksam.

Ihr habt ihn nicht wiedergesehen?

Nein, Hochwürden! Und ehrlich gesagt, so sehr ist mir auch an keiner neuen Begegnung gelegen. Es hätte ja nicht viel gefehlt, und ich wäre die fünf Stufen anders und rascher herunter wie hinaufgekommen. Man könnte sich ja fürchten!

Ja ja, er ist ein wilder, verbitterter Mann, zerfallen mit Gott und den Menschen. Sieht er aber einen Priesterrock, wird er wie ein Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält. Ich weiß zum Beispiel ganz genau, daß er an mir nur das Kleid haßt, wenn er auch sonst unsern Stand im allgemeinen verachtet und verhöhnt. Er ist trotz allem und allem kein böser Mann und ein geborener Philosoph dazu, dem ursprünglich eigentlich eine ganze Menge Wiß und Humor von der Natur beschieden war. Das Unglück aber hat ihn wirklich in jeglicher Weise verfolgt, und da er wohl nie den wahren Gottesglauben in sich getragen hat, hat es ihn auch so vollkommen beugen können. Seit Jahren sehe ich ihn kaum. Eine Kirche betritt er nie, noch weniger natürlich einen Beichtstuhl. Aber er weiß, daß ihn keiner milder beurteilt als ich, trotz meines Priesterkleides. Ich kenne eben sein ganzes Leben wohl so ziemlich.

Es würde mich ungemein interessieren, Hochwürden, mehr davon zu erfahren. Könnten Sie mir nicht etwas erzählen?

Gewiß kann ich das; es ist nichts Schönes gerade, aber auch bald erzählt.

Laßen Sie doch hören!

Der Pfarrer rückte ein wenig das schwarze Sammetkappchen, holte tief Atem, und dann begann er:

Ich weiß das Lattenhofer Anwesen noch als eins der besten des Dorfes, das ja nie ein übermäßig reiches war. Das Haus immer im Stand, die Grundstücke bebaut und bebachtet, wie es sich gebührt. Als ich vor bald dreißig Jahren hierher kam, war der Lattensepp, ein ellenlang aufgeschosener blonder Bursch, so Mitte der Zwanzig, voll Leben und Wiß. War ein Jux auszumachen, hatte er die Hand dabei. In Tanzen, Jodeln und Schießen, besonders aber im Schnitzen war er allen voran. Immer fleißig bei seiner Arbeit, kurz, ein Prachtmensch, dem man gern verzieh, wenn er einmal fast allzutolle Streiche machte. Was Schlimmes wurde es zwar nie. Ein Jahr war ich schon Pfarrer hier am Ort, da starb sein alter Vater, dem er immer ein guter Sohn gewesen war. Ein Vierteljahr später habe ich ihn dann selbst getraut mit der damals neunzehnjährigen Maria Theresia Pichler, die aus dem Oesterreichischen her war. Keiner hatte vorher was gewußt oder auch nur geahnt von der beabsichtigten Heirat und von der Existenz dieses Mädchens. Die hiesigen und andre aus der Gegend waren vom Sepp immer nur, wenn auch in allen Ehren, zum Narren gehalten worden. Am folgenden Morgen wurde von seiner Frau ein etwa einjähriges Kind gebracht, das noch an demselben Abend der Sepp, im Grasgarten auf dem Rücken liegend, jauchzend seine Künste machen ließ. Sie hatte also schon ein Kind gehabt; und da er es so willfährig aufgenommen hatte, nahm man an, er wisse wohl am besten, wer der Vater sei. Es hat denn auch niemand nach einem solchen gesucht. Das Ansehen der hübschen, etwas zart aussehenden Lattenhofer Bäuerin,

deren sanftes Wesen jeden einnahm, wurde durch diesen Umstand keineswegs getrübt. Im ersten Jahre habe ich die jungen Eheleute regelmäßig Sonntags in der Kirche gesehen. Er hat mir auch einmal gebeichtet, sie aber ist dazu immer über die nahe Grenze gegangen, weil sie, wie er mir sagte, ihren früheren Pfarrer so „arg gewohnt“ war. Auch sonst hat sie mir nie viel Red und Antwort gegeben und ist mir immer eher ausgewichen. Ich habe sie dann auch nie besonders veranlaßt, ihr Benehmen gegen mich zu ändern, das übrigens immer ehrfürchtig, freundlich und nie feindselig war. Still und sanft ging sie ihrer Wege und sah nicht rechts noch links.

Im kommenden Jahre befiel mich eine schwere Krankheit, von der ich mich recht lange nicht erholen konnte. Da wurde mir dann während der Rekonvalenz ein junger Kooperator beigegeben, der mich vertreten sollte. Sympathisch war er mir nicht. Seine fahle Gesichtsfarbe, die alten Züge und vor allem das fanatische Wesen voll verrosteten Aberglauben und seine harte Unbuddsamkeit waren mir mehr als unangenehm. Am Osterdienstag wollte ich mein Amt wieder aufnehmen und den andern verabschieden. Nur die schweren Ostertage mit dem angestrengten Kirchendienst und dem vielen Predigen — nnte ich noch nicht übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Parfüm.

Skizze von **Walter Kaulfuß.**

(Nachdruck verboten.)

Aus der dunklen Gasse trat ein Mann in den Lichtkreis der hellerleuchteten Hauptstraße. Trotzdem die Uhr der alten Kirche bereits die mitternächtige Stunde verkündet hatte, war doch noch Leben in der Stadt. Vorm Hauptportal des Residenzcafés machte der Breitshulterige, der den Kragen seines Mantels hochgeschlagen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, Halt und trat alsbald in die prächtigen und behaglichen Räume.

Zwei Kellner sprangen herzu und halfen beim Ablegen des Ueberrocks. Während der eine die Sachen an den Kleiderhaken hängt, fächelt der andere, ein kleiner unansehnlicher Mensch mit einem träumerischen Blick (wie es für das Geschäft eines Kellners gar nicht passen will) mit seiner großen weißen Serviette über den Tisch, pustete dabei einige Male kurz über den hochgenommenen kleinen Aschenbecher und sagte dann mit vieler Grandezza:

„Was wünschen der Herr Doktor?“

„Wie immer,“ antwortete der also Angeredete und lehnte sich behaglich in die Ecke.

Sein Gesicht verriet den alternden Junggesellen, und seine Züge ließen erkennen, daß des Lebens süßer Kelch bis auf den Grund geleert war. Zwei mächtige „Durchzieher“ verrieten den Akademiker und manch ansehnliche Narbe auf dem Scheitel legte Zeugnis ab, daß ihr Träger oft seinen Mann gestanden hatte.

Der Kellner kam und stellte den kristallinen Behälter mit dem smaragden schimmernden Absinth vor den Gast auf den Tisch. Dann sah Dr. Franz Casimir in Gedanken versunken, allein in seiner Ecke.

Sein Monotel war ein wenig beschmutzt. Das feine Bastfaschentuch mußte die Durchsicht wieder herstellen. Hm, dieser Duft, der aus dem kleinen Tüchlein wehte. Der Doktor sog ihn mit vollen Zügen ein und schloß die Augen. War es doch derselbe Duft, dasselbe Parfüm, mit dem sie sich umgab, der all sein Denken in diesem Moment galt.

„Kleine, süße Dolly“, murmelte er.

Wie entzückend doch dies herztige Geschöpf war! Und wie hingebungsvoll, leidenschaftlich. Daß sie so im Schatten der Großstadt dahinwelken mußte. Wenn er doch nur ihr Geheimnis erfahren könnte. Ihr Geheimnis war nämlich ihr Mann.

Dr. Franz Casimir schüttelte sich, als er daran dachte, daß noch jemand da war, der diesen kleinen, roten Mund seiner Dolly küssen würde.

Wer war also dies „Geheimnis?“ Ein Mann, der viel auswärtig zu tun hat und mit vornehmen Herrschaften Umgang habe. Mehr wußte Casimir nicht. Und das, was er wußte, war zweideutig. Schließlich: was kümmert's ihn, wer dies „Geheimnis“ war? Für ihn kam es eigentlich nicht in Betracht. —

Der kleine, unansehnliche Kellner mit dem träumerischen Blick brachte abermals eine kristallene Schale mit dem smaragden schimmernden Absinth.

Das Leben in dem Cafe hat um diesen Zeitpunkt seine Höhe erreicht. Es ist ein illustrier Kreis von reichen Leuten und Lebemännern, der sich noch ein Stelldichein gibt. Die Kellner haben alle Hände voll zu tun, den Wünschen der Gäste nachzukommen. Sie tun es mit größter Freundlichkeit, da ihnen nachher um so größerer Lohn winkt.

Dr. Franz Casimir sieht dem Treiben zu. Hört das Geld auf den marmornen Tischplatten klingen und das stereotype „Danke recht sehr“ der Kellner. Wieviel so ein dienstbarer Geist wohl in der Nacht verdienen mag, denkt er. Wenig wird es nicht sein. Aber dafür ist's Leben der Leute auch. Alle Nächte diese Art von Arbeit, dieweilen die Frau daheim sitzt. Vielleicht irgendwo im Dachkammerlein. Denn Ansprüche stellen sie wohl kaum. So denkt Dr. Franz Casimir. So denkt er immer, wenn er Kellner sieht. Und heute entdeckt er sein doppelt soziales Herz für diese Leute.

Ob das der Absinth macht, der so sonderbar seine Gedanken hin und her wirbeln läßt. Von seiner kleinen Dolly fliegen sie hin zu dem kleinen unansehnlichen Kellner mit dem träumerischen Blick. Welch' große Kontraste, wenn man diese beiden Menschenkinder nebeneinander stellte. Ob jener wohl jemals die Liebe eines Weibes, eines süßen Weibes genießen würde? Oder ob ein Weib jenem ihre Liebe zu schenken imstande ist? Franz Casimir fährt sich über die Stirn und Augen, um diese Gedanken zu verschleuchen.

„Zahlen!“ — — —

Der Kellner mit dem träumerischen Blick eilt dienstfertig herbei.

„Zwei Mark und fünfzig Pfennig, Herr Doktor“, sagt der Kellner.

Dr. Franz Casimir wirft ein Dreimarkstück auf den Tisch. „Stimmt“, sagt der Geber.

„Danke recht sehr“, antwortet der Kellner, zupft etwas verlegen an seiner Serviette und sieht schüchtern zu dem bekannten Gast auf.

„Herr Doktor, wenn Sie's mir nicht verübeln, aber ich wollte Herrn Doktor nur etwas fragen. Nur eine Frage, Herr Doktor.“

Dr. Casimir sieht interessiert auf.

„Nun, und?“

„Herr Doktor haben immer so ein schönes Parfüm an sich, und da wollte — — —“

Da der Kellner eine verlegene Pause macht, fragte Casimir sonderbar schnell:

„— — und da wollen Sie, was?“

„Gern erfahren, woher Herr Doktor das beziehen?“

„Mensch, was geht sie das an?“

„Seien Herr Doktor nur nicht böse. Aber ich habe eine Frau, eine schöne Frau, der kann ich nicht genug gutes tun, denn ich liebe sie. Und sie hat eine solche Vorliebe für gutes Parfüm. Alles tue ich, was sie von mir verlangt. Sehen Sie, deshalb frage ich“.

In schnellem Redefluß hatte der Kellner diese Worte herausgebracht. Er sah scheu nach dem Doktor hinüber.

„Haben Sie eine Frau; eine schöne Frau, sagten Sie?“ fragte der Doktor.

„Ja“, sagte der Kellner mit dem träumerischen Blick, „sie kostet mich auch fast meine ganze Einnahme, mein ganzes Trinkgeld. Und eine Leidenschaft hat sie für Parfüm. Sie ist so süß, meine kleine Dolly.“

Der Doktor war aufgesprungen und stand jetzt dicht vor dem Kellner.

„Wie sagten Sie, hieße Ihre Frau? D-o-l-l-y?“

„Ja — und sie hat eine Leidenschaft für Parfüm.“

Dr. Franz Casimir nahm Hut, Mantel und Stock und eilte, ohne ein Wort der Erwiderung durch die Tür ins Freie. Ihn fröstelte

Studentinnen als Stiefelpuher

Man weiß, daß viele unbemittelte amerikanische Studenten sich in den Sommermonaten als schlichte Arbeiter oder Kellner verdienen, um die Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums zu erlangen; aber diese aufopferungsvollen Jünger der Wissenschaft werden noch von den Studentinnen des Wellesley-Colleg von Boston übertriften. Denn diese Töchter der Alma mater haben durch gemeinsamen Beschluß jetzt einen Beruf ergriffen, der in ganz Amerika verachtet ist, wirken buchstäblich als Stiefelpuherinnen. Und sie bringen dieses Opfer nicht für ihre persönliche Zukunft, sondern für einen gemeinnützigen Zweck: für den Bau eines neuen Colleggebäudes. Um die nötigen Mittel für diesen Neubau zu sammeln, kann man lange auf ein Verfahren, das auch die Aufmerksamkeit und damit das Interesse der Öffentlichkeit erregen könne. Und das Ende war der gemeinsame Beschluß, das „schämliche“ Amt eines Stiefelpuhers zu übernehmen, also eine Beschäftigung, die in ganz Amerika nur den Negern zufällt. Die jungen Damen mieteten in einer der Hauptstraßen einen kleinen Laden und in diesem Stiefelpuhkabineett der Hochschülerinnen des Wellesley-College kann sich jeder für 30 oder 60 Cts. puhen lassen. Aber die jungen Damen, die nach dem Bericht einer französischen Zeitschrift so tapfer alle Standesvorurteile und alle persönliche Eitelkeit der Erreichung eines gemeinsamen Zieles opfern, haben auch richtig kalkuliert: Jung und Alt drängt nun zu diesem Stiefelpuhkabineett und es gilt als Ehrenpflicht, sich wenigstens einmal von den tapferen Studentinnen die Stiefel blank puhen zu lassen. Der reiche Mann reicht dann nach vollbrachter Arbeit der Studentin seine Hundert-Dollarnote, der kleine Bürger seinen Dollar, aber keine der jungen Damen wird auch nur einen Centimes nehmen, ehe sie die Stiefel nicht wirklich blitzblank gemacht hat. Da aber der Neubau des Collegehauses 100,000 Dollar erfordert, werden die tapferen Mädchen trotz der Freigebigkeit mancher Herren noch manches Paar Stiefel puhen müssen, ehe ihr Ziel erreicht ist.

Was Frauen verlieren

Das ist ein lustiges Kapitel, und man kann es in jedem Fundbureau studieren. Eine Statistik des Pariser Fundbureaus am Quai des Orfèvres stellt fest, daß die Frauen von Jahr zu Jahr mehr Dinge verlieren. . . Im Jahre 1910 waren dort nicht weniger als 85,723 Gegenstände deponiert, im vergangenen Jahr wurden es schon fast 90,000. Davon waren im Jahre 1910 die meisten Gegenstände, 30,501, in Omnibussen gefunden worden, die übrigen auf öffentlichen Wegen, in den Straßenbahnen usw. An diesen riesigen Summen sind auch die Männer beteiligt. Aber wie schwach im Verhältnis zu den Frauen! Diese stellen 65 bis 80 Prozent der Funde bei! Da sieht man besonders viele Sonnenschirme und Regenschirme, unzählige Schlüssel, Portemonnaies, Armbänder neben einander in dem Bureau, ein komisches Durcheinander der verschiedensten Sachen, Vogelbauer neben Handschuhen, Waffen neben Perücken, alles trägt seine Nummer und wartet auf den Besitzer, bis er sich meldet. Doch ist es

eigentümlich, er meldet sich recht selten. Wie kommt es aber, daß gerade die Frauen so viel mehr Sachen verlieren als die Männer? Sind sie unachtsamer, zerstreuter? Sie haben wohl mehr als eine Entscheidungsgabe. Ihre Kleider haben keine oder wenige unwirksame Taschen. Oft haben sie Kinder bei der Hand zu führen. Sie machen mehr Einkäufe als die Männer, und sind oft so besetzt, daß es nicht verwunderlich, wenn irgendwo ein Gegenstand liegen bleibt.

Kakkensteuer

Im „Ornithologischen Beobachter“ macht Dr. Gans auf das gefährliche Treiben der Kakken aufmerksam, vor denen in unseren Hausgärten kein Vogelnest und kein Vogel sicher ist. Als wirksames Mittel gegen diesen Übelstand befürwortet er die Einführung einer Kakkensteuer nach dem Beispiel verschiedener Städte in Deutschland. Die schweizerische Gesellschaft für Vogelfunde und Vogelschutz, deren offizielles Organ der „Ornithologische Beobachter“ ist, gedenkt diese Angelegenheit weiter zu verfolgen.

Trauernde Witwen in weißer Kleidung

Die junge Witwe Astor, die der Kleidsamkeit wegen ihren bei der „Titanic“-Katastrophe umgekommenen Gatten in Weiß betrauert, hat Schule gemacht. In Newyork ist die weiße Kleidung für trauernde Witwen in der Tat jetzt so allgemein geworden, daß die großen Modemagazine der Fifth Avenue dem auf sie einwirkenden Bedarf nicht mehr zu genügen vermögen. Ein Vertreter einer dieser modegewaltigen Firmen machte über das von der Mode vorgeschriebene neue Trauerkostüm einem Berichterstatter die folgenden näheren Angaben. Die zur Verwendung kommenden Stoffe sind Alaskafaser, ein weicher Seidenatlas von stumpfem Glanz, Seidenfaschmir, Crepe de Chine, weißer Ghiffon und Taffet. Letzterer ist seines Glanzes wegen für Trauerkostüme minder beliebt, wird aber, um Abwechslung in das Toiletten-Einerlei zu bringen, hier und da mit verwendet. Als Besatz wird schwerer weißer Crepe benutzt, obwohl dieser weniger reich wirkt als bei der schwarzen Toilette. Man trägt wenig Spitzen auf den neuen Trauerkleidern, bei denen Schleifen und Falten den hauptsächlichsten Besatz bilden. Weißer Moire ist als Besatz gestattet, und für Nachmittags- und Abendtoilette werden auch Verzierungen von mattweißen Glasperlen getragen. Weiße Hüte, weiße Strümpfe und weiße Schuhe vervollständigen zusammen mit weißen Handschuhen und Schirmen die Trauertoylette, während jede Art Schmuck verworfen ist. Die offizielle Trauerzeit wurde auf die Dauer von sechs Monate beschränkt.

Yoghurt und Kefir

Yoghurt und Kefir kann man sich leicht selbst herstellen, was überall da, wo nicht direkt Anstalten zur Fabrikation dieser Getränke bestehen, sehr lohnend ist. Beide sind heute sehr beliebt und verbreitet und werden zur Kräftigung sowie zur

Blutbildung viel genossen. Der Ursprung dieser Getränke ist der Orient, wo man von angeäuerteter Milch sagt, sie verlängere das Leben, da die Gärungserreger, welche die Milch zum Gerinnen bringen, die im Darm vorhandenen Fäulnispilze zerstören. Vorbedingung, um guten Yoghurt und Kefir herstellen zu können, sind gute Pilze, welche man meist in Apotheken oder Milchuranstalten kaufen kann. Die Kefirpilze sehen aus wie kleine Blumentohlsprossen, Yoghurtpilze sind viel kleiner, etwa so groß wie eine Linse. Die Zubereitung des Yoghurt ist folgende: Man kocht ein Liter Milch und läßt dieselbe dann bis auf 20 Grad abkühlen. Hierauf setzt man einen Teelöffel voll der betreffenden Pilze zu und rührt die Milch um, damit sich dieselben verteilen. Nachher wird die Milch in Flaschen gefüllt, diese fest in ein Tuch gewickelt, noch mit einer Wolldecke bedeckt oder in eine Rockkiste gestellt. Nach vier Stunden werden die Flaschen ausgepackt, tüchtig geschüttelt und sind nun gebrauchsfertig. Man bewahrt sie stehend an einem kühlen Orte auf, damit der Gärungsprozess möglichst zurückgehalten wird. Am ersten Tage ist der Yoghurt am besten, denn hauptsächlich in der warmen Jahreszeit geht die Säuerung sehr schnell vor sich. Die Zubereitung des Kefir macht etwas mehr Mühe, denn er gebraucht zirka drei Tage bis er fertig ist. Für Herstellung von 2 Liter Kefir übergießt man einen Eßlöffel Kefirpilze mit einem Liter frischer, ungekochter Milch und läßt dieselbe in einer Glasbüchse, die mit Mull überbunden wird, vierundzwanzig Stunden an einem temperierten Orte stehen. Am andern Tage wird die Milch von den Pilzen ab und durch ein Haarsieb gegossen und mit einem Liter frischer Milch vermischt; darauf rührt man gut um und füllt das Ganze nun auf Flaschen, am besten in solche mit Patentverschluß. Den ersten Tag sind die Flaschen liegend, den zweiten Tag stehend aufzubewahren und mehrmals täglich zu schütteln; am dritten Tage ist der Kefir gebrauchsfertig, und je nachdem man ihn nun ein, zwei oder drei Tage alt werden läßt, auch seine Wirkung verschieden. Am ersten Tage führt er leicht ab, am zweiten, d. h. je weiter die Säuerung voranschreitet, wirkt er verstopfend, so daß ein jeder ganz nach seinem körperlichen Zustande bestimmen kann, welche Qualität des Kefirs für ihn am dienlichsten ist. Auf die benutzten Kefirpilze gießt man wieder frische Milch, denn dieselben können längere Zeit immer wieder zur Herstellung von Kefir benutzt werden. Alle vierzehn Tage wäscht man die Pilze mit kaltem Wasser ab, und das Glas mit diesen, sowie der gärende Kefir sind in einem Raume mit 15—18 Grad C. zu halten. Vor dem Trinken ist die Flasche jedesmal gut zu schütteln.

Abgerissene Gedanken

Viele Menschen sind so lebensmüde, daß ihnen die Kraft zur gänzl. Beförderung ihrer selbst fehlt.

* * *

Daß er zu nichts taugt, davon ist mancher so sehr überzeugt, daß er eine Bestätigung von außen gar nicht ertragen kann.

CHOCOLER
SCHWEIZER FONDANT-CHOCOLADE